



Heinrich von Kleist.

Dichter-Biographien
6. Band

Heinrich von Kleist

Von

Laurenz Kiesgen, 1869 –

Mit Kleists Bildnis

Zweite Auflage

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig

Heinrich von Kleist

von

Lorenz Kiesgen.

Die alte Handelsstadt Frankfurt an der Oder schenkte dem deutschen Volke einen seiner originellsten Geister, den Dichter Heinrich von Kleist. Originell, nicht im Sinne des Burlesken, sondern durch die urwüchsig zu uns redenden Gestalten seiner Gedankenwelt; originell in dem ganzen tragisch-düsteren Verlaufe seines Lebens. Wenn er seine Penthesilea sagen läßt:

> Das Äußerste, was Menschenkräfte leisten,
> Hab' ich gethan — Unmögliches versucht —
> Mein Alles hab' ich an den Wurf gesetzt;
> Der Würfel, der entscheidet, liegt, er liegt:
> Begreifen muß ich's — — und daß ich verlor —

so kann man diese Worte mit Fug auf Kleists Streben und Handeln anwenden. Er verlor in dem Würfelspiel des Lebens.

In der Oderstraße, so recht im Mittelpunkte der Stadt, nahe an der Ober- oder Marienkirche, steht das Familienheim Kleists. Das Gebäude ist jetzt vielfach verändert und umgebaut und gehört der Post. Dort wurde Bernt Heinrich Wilhelm Kleist am 18. Oktober 1777 geboren. Der Vater, Joachim Friedrich von Kleist, war „Kapitän des hochfürstlich Leopold von Braunschweigischen Regiments," wie das Garnisonkirchenbuch mit einer gewissen Ehrfurcht meldet.

Über die Kinder- und Knabenjahre lauten die Nachrichten nur spärlich. Es ist das ganz naturgemäß. In einem streng geregelten Familienleben, wie es im Kleist'schen Hause geführt wurde, gleichen sich die Tage mehr oder weniger, und es ge-

nügt für die Erkenntnis der dichterischen Entwicklung
aus seiner Jugendzeit die Hauptmomente kurz herauszu
Die finsteren weitläufigen Räume des elterlichen
konnten der erwachenden Phantasie des Knaben wenig
Die nahe Marienkirche, ein sehr stattlicher gotischer B
mochte dagegen auf die jugendliche Einbildungskraf
um so lebhafter zu wirken. Vergessen wir nicht da
chen Garten im Gewirre der Häusermauern und
steine. In frohem Spiele mögen dort die sieben Kinder
würdigen Joachim sich die Zeit vertrieben haben: doch
in Heinrich schon früh eine gewisse Verschlossenheit selbs
nächsten Anverwandten gegenüber Platz gegriffen zu
Nur die um drei Jahre ältere Stiefschwester Ulrike w
Vertraute und ist es auch im späteren Leben geblieb

Die Erziehung leitete ein Hauslehrer. Für den
adeligen Knaben mochte das Frankfurter Gymnasiu
als standesgemäß betrachtet werden. Der Hauslehr
ein junger Mann, der in Frankfurt selbst studiert h

Diese Erziehungsweise war jedenfalls schon ein F
Vielleicht hätte sich im Verkehr mit gleichalterigen K
den der selbstbeschauliche Sinn des Knaben mitteile
geschlossen; vielleicht wäre der ernst schwermütige, t
nende Zug nicht in dem Maße herrschend geworden,
die heiteren, geselligen Knabenspiele diese grüblerische
quälerei in zielloser Vielgeschäftigkeit erstickt hätten.
ins Elternhaus gebannt, in Gemeinschaft mit einem
erzogen, der eine höchst unglückliche Charakteranlage
wurde der weiche, bildungsbedürftige Geist mit A
ungen gesättigt, die weit über das Maß des Kin
hinaus gingen. Gaben sich doch diese beiden Knabe
Versprechen, das den Gedanken an Wahnsinn aufk
läßt, das Versprechen: einst zusammen freiwillig in d
zu gehen! Wirklich gab sich der Vetter, später Offiz
worden, schon in frühen Jahren den Tod.

Wie weit der mütterliche Einfluß auf die Entw

Heinrichs maßgebend gewesen, entzieht sich ganz unserer Beurteilung. Nur können wir schließen, daß Kleists Weichheit und Empfindlichkeit auf sie zurückzuführen ist, wenn er im späteren Leben mitteilt, daß im Zorne „die ganze Empfindung seiner Mutter“ über ihn gekommen, und ihn „wieder gut“ gemacht habe.

Aus einem Berichte seines Hauslehrers geht hervor, daß Kleist ein geweckter Junge beim Unterrichte war. Er hatte „einen nicht zu dämpfenden Feuergeist,“ konnte es kaum erwarten, bis ein neuer Gegenstand seinem Wissensdurste Nahrung gab, und war zugleich der „feinste, fleißigste und anspruchsloseste Kopf von der Welt.“

In seinem elften Jahre wurde Heinrich dem Prediger Catel in Berlin zur weiteren Ausbildung übergeben; in demselben Jahre (1788) war sein Vater an der Wassersucht gestorben; die Mutter starb fünf Jahre später.

Im Jahre 1792 trat Kleist als Soldat in die preußische Armee ein. Wann er von Berlin zurückkehrte, ist nirgends aufgezeichnet, ebenso nichts über die Zeit von 1788—92; nur erinnert sich später der Dichter, daß er als Knabe eine Zeitlang am Rheine zugebracht hat.

Die militärische Laufbahn war Kleist sozusagen bei seiner Geburt vorgeschrieben: denn wenn auch das Sprichwort sagt, „alle Kleists Dichter“, so [illegible] der Dichtkunst allein. Dichter war ja [illegible], der berühmte Sänger des „Frühlings“, fiel als Offizier bei Kunersdorf. Den Söhnen des [illegible] Kleist schien [illegible] die Offizierskarriere als die einzige ihrer würdige Laufbahn.

Kleist verspürte keine Neigung zum Soldatenstande. Äußere Verhältnisse, das [illegible] „[illegible]“ hatten ihm diesen Stand aufgedrungen; seiner widerstrebenden Stimmung gibt der junge Soldat in einem Gedichte „Der höhere Frieden“ Ausdruck. Es ist das älteste Dokument der dichterischen Begabung Kleists, und kann nur als [illegible] und als [illegible] der damaligen Stimmung [illegible]. Er wird gegen-

über dem „Donnerwagen" des Krieges, die „Unschuld" r
an „Gott der Glaube" gepriesen; Kleist selbst wünschte t
allen Jugendgedichten nur dieses erhalten.

An dem traurigen Rheinfeldzuge Preußens gegen die fr
zösische Republik im Jahre 1795 nahm Kleist teil. Aus E
born im Nassauischen schrieb er an seine Schwester „Ulriq
einen Brief. Schwerfälliger Stil, große Eingenommen
von sich selbst, devoter Respekt vor den Vorgesetzten, das
die Eindrücke, welche der Brief in uns von dem Schrei
zurückläßt. Ein Brief, steif und unbeholfen, wie deren t
lich tausende durch die Welt laufen.

Ihm, der gar nicht nach kriegerischen Ehren geizte, kon
es nur willkommen sein, als er zum Fähnrich im Ga
regiment zu Fuß nach Potsdam befördert wurde und so
vom Kriegsschauplatze weit weg kam. Im Kreise gleichalt
ger Kameraden spielte er da eine Zeitlang den eleganten
sellschafter, musizierte mit ihnen und suchte auf mögli
amüsante Weise die Zeit hinzubringen. In Potsdam
er, lebensfroh und frisch, auch mit Fouqué zusammen;
mochten sich als verwandte Geister zu einander hingezo
fühlen.

Das Talent zur Musik war in Kleist offenbar. Un
richt hatte er nicht genossen, und doch spielte er mit ei
gewissen Fertigkeit die Klarinette, und brachte es dahin, o
Notenkenntnis in einem kleinen Privatorchester der Offiz
mitzuwirken und Gehörtes nachzuspielen. In dem harmlo
leichtlebigen Fähnrich regte sich's, zu Höherem, Idealen
emporzudringen.

Mochte er nun auch mit peinlicher Genauigkeit den Pfl
ten des Dienstes nachkommen, innere Lust und Zufrieden
fehlten. Der klägliche Feldzug am Rhein hatte in ihm kei
Enthusiasmus für kriegerische Ehren entzünden können;
unthätige Ruhe in der Garnison verleidete ihm seinen Be
vollends. Der Drang nach wissenschaftlicher Ausbildung,
seinen näheren Anverwandten wohl als ganz abnorm

:m Kleist erscheinen mochte, war übermächtig in ihm. So
b er in den Jahren 1796 und 1797 neben dem „Drill“
Dienstes wissenschaftliche Studien, die Konrektor Bauer
Potsdam leitete. Griechisch und Latein, das ihm wohl
as in Vergessenheit gekommen war, frischte er zunächst
der auf und traktierte dabei Mathematik und Philosophie.
war immer „mehr Student als Soldat“ gewesen, und
e Doppelnatur wurde seinem geraden Wesen allmählich
ner unerträglicher: Entweder das eine oder das andere;
s aber ganz! — Sein erstes Herzensverhältnis zu einer
gen Adeligen, Luise von Linkersdorf, konnte ihn in seinem
ten Streben nicht irre machen; vielleicht trieb ihn gerade
Furcht, der tändelnde Amor möchte der strebenden Scien-
hinderlich sein, an, das Verhältnis bald zu lösen. Im
n Feuer der Begeisterung für den neuen Beruf verfaßte
inen Brief an den König, in dem er um seine Entlassung
; freilich hinterher, bei reiflicher Überlegung, stand ihm
Lächerliche seines Thuns vor Augen: er schickte den Brief
t ab. Dennoch stand jener Entschluß bei ihm fest; im
hjahr 1799 wurde ihm der erbetene Abschied bewilligt.
Sekondeleutenant verließ er die Armee.

Nun war Kleist zweiundzwanzig Jahre alt. Die Seini-
sympathisierten gar nicht mit seiner eigenmächtigen That;
konnten nicht begreifen, daß einer der Ihrigen ein Ge-
ter werden wollte. Dabei hatten sie auch sein sicheres Aus-
men für später im Auge; wie schon bemerkt, war das
der Vermögenslage der Kleist nicht wenig entscheidend.
r für Heinrich war kein Später, das hatte er über dem
t vergessen. Ihm sollte das Studium nur die „Aus-
ung seines Ich“ vollenden, wie er selbst sagt: „Nicht aus
ufriedenheit mit meiner bessern Lage, nicht aus Mangel
Brot, nicht aus Spekulation aufs Brot — sondern aus
ung zu den Wissenschaften, aus dem eifrigen Bestreben
iner Bildung, welche nach meiner Überzeugung in dem
itärstande nicht zu erlangen ist, verlasse ich denselben.“

Seinem ehemaligen Hauslehrer Martini sendet er einen ausführlichen Brief, in dem er ihm die Motive darlegt, welche ihn zu diesem Schritte bewogen. Das Ganze liest sich wie eine philosophische Abhandlung über Tugend und Glück. „Ich nenne Glück nur die vollen, überschwenglichen Genüsse, die in erfreulichem Anschauen der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens liegen; glücklich sein ist der erste aller unserer Wünsche, der laut und lebendig aus jeder Ader und jedem Nerv unseres Lebens spricht." — Es macht einen wehmütigen Eindruck, wenn man hier den später tief unglücklich gewordenen Dichter so begeistert und gleichsam fordernd vom Glück sprechen hört.

Mit diesem Schritt, dem Verlassen des Soldatenstandes, war der Würfel gefallen. Freilich regt sich kaum in dem jungen, alten Studenten eine poetische Ader; nicht war es die Poesie, die ihn den Wissenschaften zuführte. Aber einmal auf dem Wege der Wissenschaft, kam ihm die Poesie entgegen. Scheinbar war sein Feld gefunden — und doch beginnt hier erst die unstet taumelnde Existenz, die sein Dichterleben nicht völlig ausreifen und ihn selbst so unglücklich werden ließ.

Die Frankfurter Universität hatte nie rechte Bedeutung im geistigen Leben Deutschlands sich zu erringen vermocht. Sie ging schon ihrer Auflösung entgegen, als Kleist sie bezog. Wenn man nur an die Gepflogenheit der Professoren denkt, bequemlichkeitshalber ihre Zuhörer in der Wohnung zu empfangen, so kann man dem wissenschaftlichen Eifer der Musenstadt wenig Respekt zollen. Doch Kleist berührte das gar nicht. Als ein richtiger „Büffler" machte er sich hinter seine Studien; dem studentischen Leben war er abgeneigt und stand ihm fern. Es trieb ihn, die im Soldatenstande als Paradepuppe vertrödelten Jahre möglichst schnell nachzuholen.

Alles auf einmal wollte er in sich aufnehmen. Lateinische Sprache, litterarische Encyklopädie, ferner Theologie, Mathematik, Philosophie und Physik . . . das waren die Dis-

inen, die in einer kleinen Anzahl von Semestern bewäl- werden sollten. Dieser Zug ist bezeichnend für Kleist: es erringen, alles besitzen und nicht auf dem ordnungs- ßigen Wege des beharrlichen Erarbeitens, langsam, aber — nein, auf einmal, mit Hast ohne Rast, voll, ganz, rt — so war das titanische Wollen des Frankfurter Stu- ten. Wundern wir uns nicht zu sehr darüber. Wir en da in einem einzelnen Menschen die allgemein herr- nde Grundstimmung jener Zeit verkörpert, jener gärenden rgangsperiode, in der die Aufklärungsideen mit den ver- oommenen, mystischen Gedankenschemen einer romantischen ltanschauung heftigen, erbitterten Kampf kämpften. Wie politischem Gebiete jener gewaltige Kriegsmann die Reiche schuf, alles an alles setzend, so wollte die Jugend jener ze, abgewandt vom Pulsschlag des öffentlichen Lebens in Reichen des Geistes schöpferisch alles umgestalten. Das r die Zeit, da der bürgerliche Staat vor dem wuchtigen werte des französischen Despoten in den Staub sank, da iller, um dem äußeren Verfall eine Wiedergeburt von en heraus wirksam entgegenzusetzen, den „ästhetischen Staat" digte, und wirklich den Kern fand und säte, aus dem ter ein neugeistiges, einiges Deutschland emporwuchs. d wie man den Menschen nur aus der Zeit heraus be- ifen und beurteilen kann, deren Luft er geatmet, deren iehung er genossen, so wundern wir uns über Kleist nicht, ın er ein echtes Kind jener denkwürdigen Zeit ist, aus Wende des Jahrhunderts: verschwommen, hingebend, ch, feurig in Gedanken und Empfindungen — schranken- fordernd und rücksichtslos herrschbegierig in seinen Willens- erungen; aber fliehend, wo sein eigenherrlich gebauter nmel von Ruhm und Glück zerborsten und zertreten ein- zt. Wie der Werther Goethes ein unübertreffliches Bild er Zeitstimmung widerspiegelt, so gehen wir nicht fehl, ın wir mit einem Biographen Kleist „einen Werther in ensgestalt" nennen.

Die schnelle Auffassungskraft der Knabenjahre war de
Studenten abhanden gekommen. Langsam auffassend ve
wandte er einen Riesenfleiß darauf, das einmal gesteckte Z
zu erreichen, es zu erreichen um jeden Preis. „Ich hab
so schreibt er an Ulrike, „eine Masse von Geschäften auf m
geladen, die ich nicht anders als mit dem allermühsamst
Fleiß bearbeiten kann; eine Masse von Geschäften, die sel
nach dem Urteile Hüllmanns (eines seiner Professoren)
schwer für mich ist, und von der ich daher, wenn ich
dennoch trage, mit Recht sagen kann, daß ich das fast U
mögliche möglich gemacht habe."

Bei diesen anstrengenden, wissenschaftlichen Studien füh
er im elterlichen Hause ein behaglich zufriedenes Leben. „De
wunderlichen Hauswesen stand (seit dem Tode seiner Mutt
eine alte, liebreiche Tante rüstig vor und es beseelte in de
kleinen Kreise jung und alt der beste Geist." Wenn Kle
auch nicht im Burschenleben Zerstreuung suchte: er entsch
digte sich durch allerlei Tollheiten im Hause. Spielgefährte
wenn wir so sagen dürfen, waren seine Schwestern und der
Freundinnen. An Absonderlichkeiten fehlte es auch nic
Ganz ernstlich ging Kleist mit dem Gedanken um, später sel
Professor zu werden, und so übte er sich zu Hause, ex c
thedra den Damen Vorlesungen zu halten. Er ließ si
einen kleinen Katheder herrichten, und legte seine geschrieben
Kollegienhefte seinen Vorlesungen zu Grunde. Und der He
Professor verstand keinen Spaß. Mitten im Vortrag gi
er dröhnenden Schrittes zum Tempel hinaus, falls eine d
Damen es wagte, etwas anderes interessanter zu finden a
seine Vorträge.

Es trieb ihn, andere zu lehren, was er selbst kaum re
sich angeeignet. Dieser Lehrtrieb war zu mächtig in ihı
und wir müssen beachten, daß er dem Dichtertrieb verwan
ist, der gerade wie das Lehren andere in seinen Ideen au
gehen lassen, erziehen will.- In diesen Tagen mag Kleist si
auch viel mit Poesie befaßt haben, wenigstens rezeptiv; a

jener Zeit datiert seine Äußerung: „Man müßte wenigstens jeden Tag ein gutes Gedicht lesen, ein schönes Gemälde sehen, ein sanftes Lied hören, oder ein herziges Wort mit einem Freunde reden, um auch den schöneren, ich möchte sagen menschlicheren Teil unseres Wesens zu bilden.“ Daß er hier unwillkürlich ein Citat aus „Wilhelm Meister“ gebraucht, beweist seine Bekanntschaft mit jener Schrift.

Alle intimeren Bekenntnisse schreibt er seiner Schwester Ulrike, der „einzigen, die ihn ganz versteht“. Ihr ist er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben; wenn sie fort ist, fühlt er sich unverstanden, unglücklich. Absonderlich und originell, ein „Amphibion, das in zwei Elementen“ lebte, verstand es Ulrike, ihn dauernd zu fesseln. Kleist lebte der Hoffnung, daß ihn Ulrike ganz verstehe. Wenn das auch nicht überall zutrifft, die praktisch und klug angelegte Schwester wußte ihn in dem Glauben stets zu erhalten. „Von einer Seele wenigstens,“ schreibt er an sie, „möchte ich gern zuweilen verstanden werden, wenn auch alle anderen mich verkennen. Wie man in einem heftigen Streite mit vielen Gegnern sich umsieht, ob nicht einer unter allen sei, der uns Beifall zulächelt, so suche ich zuweilen dich; und wie man unter fremden Völkern freudig einem Landsmann entgegenfliegt, so werde ich dir, mein liebes Ulrikchen, entgegenkommen.“ Diese Liebe zu seiner Schwester reißt ihn sogar in einem anderen Briefe zu den Worten hin: „Wärst du ein Mann oder nicht meine Schwester, ich würde stolz sein, das Schicksal meines ganzen Lebens an das deinige zu knüpfen.“

Die stille, verschlossene Natur, die Scheu hat, sich anderen mitzuteilen, als höchstens dem, von dem er sicher ist, verstanden zu werden, hat keine Anlage zur Freundschaft. Vielleicht hätte sich Kleists Leben ganz anders gestaltet, wenn in früher Jugend fühlende Freunde sein Herz zu öffnen gewußt hätten.

Er verkehrte in jener Zeit viel in der Familie des Generals von Zenge. Diese Familie wohnte fast neben der Kleists. Hier verließ ihn die „Beklemmung und Ängstlich-

keit", die ihn so oft ergriff, wenn er daran dachte, „was für eine Rolle er unter den Menschen spiele, denen er von dem, was seine Seele erfüllte, nichts merken lassen durfte." Verraten wir es nur gleich: die älteste Tochter des Generals, Minette, zog ihn mit mehr als gewöhnlichem Interesse an. Im Anfang des Jahres 1800 verlobte er sich mit ihr.

Hätte es die Anlage des ganzen Kleistschen Naturells zugelassen, daß er glücklich hätte werden können, so wäre er in diesem Liebesverhältnis glücklich geworden. Wie dabei zuerst eine Ausgleichung der Charaktereigenschaften erforderlich ist, so finden wir bei Wilhelmine oder Minette alle die Eigenschaften vereinigt, die Kleists himmelstürmendem, titanenhaftem Naturell mangelten: Genügsamkeit, Anspruchslosigkeit und gläubige, hingebende Unterordnung. Aber der Stürmergeist wußte das nicht zu schätzen. Er sprach nicht von seiner Braut, wie es das jugendreine, heitere, liebevoll natürliche Mädchen verdiente. Er ist zufrieden, daß sie ihn „zuweilen mit Interesse" anhört, klagt aber sofort hinterher, daß er gleich nicht viel von ihr wiedererfahre. Daß er damit in die aufblühende Liebesneigung den Todeskeim pflanzte, beachtete er nicht.

Er entsprach jedenfalls einer Anschauung seiner Zeit, daß er sich, den Mann, höher stellte als seine Braut. Wenn er von seiner Braut Bildung in seinem Sinne verlangte, so mochte er damit seine Forderung wohl zu hoch gestellt haben; und nur mit einem Schein von Recht stellte er sich über Minette, er, der doch noch weit entfernt war von der vollendeten Bildung. Der Hang, andere zu seinen Anschauungen empor zu ziehen, bewog ihn, an seiner Braut das pädagogische Experiment vorzunehmen, das er im Elternhause seinen Schwestern gegenüber bereits versucht. Weil die Frucht dieser Bemühung nur ihm zu gute kommen würde, ging er hier ernstlicher zu Werke. Ja er gesteht seiner Wilhelmine, daß ihm diese Ausbildung nach seinem Sinne ein „Bedürfnis" sei; denn „wäre ein Mädchen auch noch so vollkommen, ist

sie fertig, so ist es nichts für mich." — Wie er selbst einmal gelegentlich sagt, läßt sich auf dem Papier alles bestimmter feststellen als in der Rede. So spricht er in einem Briefe an die Braut von Vertrauen und Achtung als den Grundbedingungen der Liebe, und daneben entwickelt er ernsthaft und weitläufig seine Zukunftspläne. Er will ein Amt annehmen; welches? — darüber ist er noch gar nicht im Klaren. Am meisten zog es ihn, wie wir bereits sahen, zur akademischen Laufbahn. Es mag unbedenklich zugegeben werden, daß ein teilnehmendes, liebendes Frauenherz fördernd die Entwicklung Kleists begünstigte; anderseits aber ist auch Thatsache, daß dieses zu früh geknüpfte Verhältnis im Verlaufe viele Sorgen und große Verworrenheit den Lebensschicksalen des Strebenden beigemengt hat.

Unverkennbar zeigt er sich als Schüler des französischen Denkers Rousseau, wenn er in dieser Zeit mit Feuereifer seiner Schwester Ulrike einen Plan für das ganze Leben aufstellt, und die Hauptbestimmung des Weibes darin sieht, Mutter und Gattin zu werden. Das pädagogische Fieber, das damals in der Luft lag, hatte auch ihn mächtig ergriffen; es gehörte gleichsam zum gebildeten Ton, etwas über Pädagogik zu theoretisieren. Und daß zuerst das Weib zur Mutter, in zweiter Linie erst zur Gattin bestimmt sei, ist ja Praxis des Genfer Philosophen gewesen, der seine Therese wohl auch zur Mutter, aber nie zur Gattin gemacht hat. Später schenkte Kleist seiner Braut Rousseaus Werke und bezeichnete die Reihenfolge, in der sie zu lesen seien.

Ein gewisser Privatdozentendünkel war damals herrschend in Kleist. Er erinnert sich in späterer Zeit mit Wehmut dieser schönen Frankfurter Tage, da er im Garten mit ihr in der Laube saß, Voß' „Luise" lesend, oder der schönen Morgenstunden, in denen vom Garten des Generals der Choral der Hautboisten herüberscholl, während er in seinem Garten arbeitete, oder an die mondhellen Nächte, in denen hohe Liebesfreuden ihr Teil waren. Das weiß er in späte-

ren Briefen der Geliebten recht greifbar vor die Seele zu zaubern. In dieser glücklichen Zeit regte sich auch wieder das poetische Talent: Gelegenheitsgedichte entstanden, von denen freilich wenig erhalten ist, „Sprichwörter" wurden zur Aufführung eingerichtet, alles Gehversuche des Genies, Vorübungen zu seinen späteren Riesenschritten.

Wie bei dem angestrengten, planlosen Studieren eigentlich vorauszusehen war, ergriff den Dichter bald ein Ekel vor der Wissenschaft. Leider kam dieser Ekel etwas früh, so daß nicht einmal eine gewisse Abgeschlossenheit seiner Studien erreicht war. Möglicherweise mag ihn auch der Gedanke an baldige Ergreifung einer festen Stellung angetrieben haben, das Studium aufzugeben und in Berlin die Staatscarriere einzuschlagen. Wurde ja doch dadurch die Verbindung mit seiner geliebten Wilhelmine näher gerückt. Jedenfalls spielt auch das erwachende Bewußtsein seiner eigensten Bestimmung, der dichterischen Thätigkeit mit, und er erklärt plötzlich seinen Angehörigen in Frankfurt, daß er eine Reise thun müsse, um „das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menschen zu retten". Über diese unbestimmte Andeutung hinaus giebt er keine weiteren Aufklärungen. Wer nach ihm in der Abwesenheit fragt, soll beschieden werden, er habe in Berlin Geschäfte beim Minister Karl August von Struensee. Über den Zweck der Reise war sich der Exstudent jedenfalls selber nicht klar. Ihn hatte eine plötzliche innere Unrast, eine brausende Gärung erfaßt: er mußte hinaus unter die Menschen.

Seiner Wilhelmine konnte er sagen, daß er mit Rücksicht auf sie dem uneinträglichen Frankfurter Studentenleben ein Ende gemacht habe; seinen Verwandten gegenüber genügt die Angabe eines „geschäftlichen Zweckes". Am 14. August trifft er in Berlin ein, und schreibt von hier aus seiner Lieblingsschwester, daß die Verheimlichung des Reisezweckes zum Gelingen derselben notwendig sei.

Jedenfalls meinte es Kleist mit der Bewerbung um

einträgliches Amt anfangs ernst. Wenn er die Reise eine ministerielle nennt, so lag ihm vielleicht die Absicht nahe, durch eine Instruktionsreise auf eigene Kosten den Minister für seine Annahme in der Verwaltung günstig zu stimmen. Allein mochte er nicht in die Fremde; lieb war es ihm deshalb, daß ein Freund, Louis von Brockes, ihn zu begleiten versprach. Nach dem Berichte der Zeitgenossen scheint Brockes ein Liebling der Männer und Frauen gewesen zu sein. Er war kein Mann der Wissenschaft und Kunst, aber fähig, alle großen und edlen Regungen und die poetischen Bekenntnisse eines Freundesherzens zu verstehen. Gebildet und von zartfühlender Gemütsart, konnte Kleist rückhaltslos dem Freunde alle Falten seines Innern enthüllen, ohne befürchten zu müssen, durch nüchterne, kalt prosaische Auffassung verletzt zu werden. Ein solcher Mann war als Reisebegleiter vortrefflich. In Pasewalk trafen die Freunde zusammen.

Es sollte nach Wien gehen; dorthin war Ulrike angewiesen worden, hundert Dukaten nachzusenden. Statt jedoch gleich nach der österreichischen Residenz zu reisen, wurde zuerst ein Aufenthalt in Dresden genommen, und von da ging's über Bayreuth nach Würzburg. Dort blieben sie vier Wochen; Brockes kehrte nach Dresden zurück, Kleist machte einen großen Umweg über Gotha, Merseburg, Halle, Dessau und Potsdam in fünf Tagen nach Berlin, um seinem Versprechen gemäß vor dem 1. November zurück zu sein. Er ging nicht nach Frankfurt, weil er sich scheute, den Seinigen Rede zu stehen.

Diese hatten nämlich erwartet, er werde mit einer Anstellung in der Tasche zurückkehren; aber er hatte wenig daran gedacht. Ein anderes war in ihm klar geworden, ein Etwas, worüber er nur in unbestimmten Andeutungen sich aussprach. „Du hast mir mit deiner Unterstützung (für die Reise) das Leben gerettet," schreibt er an Ulrike; und seiner Braut: „Wie glücklich wirst du sein! Und ich! . . . Der Würfel liegt, und wenn ich recht sehe, wenn nicht alles mich täuscht, so stehen die Augen gut."

Was ihn so glücklich machte, ist die Entdeckung seines wahren Berufs; in Würzburg war ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß er zum Schriftsteller, ja zum Dichter bestimmt sei.

Es verrät sich schon in dem Stil seiner Briefe. Sie werden von jetzt ab ganz anders. Abhandlungen vom Glück, von der Bestimmung des Weibes in philosophisch abgezirkelten Sätzen ausgeklügelt, das sind nicht mehr die Dinge, die ihn beschäftigen. Dafür treten jetzt Naturschilderungen ein, die durch eine Fülle oft gewagter Bilder überraschen. Man sieht diesen rhetorischen Exercitien an: der werdende Poet haschte und strebte nach anschaulicher Sprache. Er setzt Bild neben Bild. Im Oktober schreibt er von Würzburg aus und schildert die Gegend, die Brücke über den Strom, die Stadt. „Hinter ihr ziehen in Halbkreisen Bergketten heran, und nähern sich freundlich, als wollten sie sich die Hände geben, wie ein paar alte Freunde nach einer lange verflossenen Beleidigung. Aber der Main tritt zwischen sie, wie die bittere Erinnerung, und sie wanken, und keiner wagt es, zuerst heranzutreten und beide folgen langsam dem scheidenden Strom, wehmütige Blicke über die scheidende Wand werfend.“ Dann vergleicht er die Stadt mit einem Amphitheater, „oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gewölbe des großen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab und versteckte sich hinter die Erde; denn es sollte ein Nachtstück aufgeführt werden.“ Den Aufstieg zu einem Berge fand er ungewöhnlich erschwert; „sie hatten aus einem Weinberge alle Steine rechts und links in diesen Weg geworfen, das Aufsteigen zu erschweren — gerade, wie das Schicksal oder die Menschen mir auf dem Wege zum Ziele, das ich nun doch erreicht habe.“ — Wir wissen, welches Ziel er meint. — Der Main wandelt für seine Anschauung zwischen den beiden Ufern, wie ein Kind zwischen Vater und Mutter; die Citadelle bewacht die Stadt „wie ein Riese sein Kleinod,“ den Weg an den Außenwerken herum

vergleicht er mit einem Spion, der sich in jede Bastion krümmt, als ob er rekognoszieren wollte.

Dieselbe Last der Bilder finden wir in einem Gedichte zusammengetragen, das von Kleists Hand geschrieben einem Briefe desselben an seine Braut beigelegt ist, und diese über die erste Trennung trösten sollte. Das Glück, so heißt es dort, läuft nicht dem Menschen zu; das weist er nach am Jäger, am Knaben, der des Adlers königliche Brut sucht, am Fischer, am Bergmann, am Künstler, am Schiffer, am Kaufmann. „Auch zu der Liebe schwimmt nicht stets das Glück," die Liebe

— muß des Wankelmutes Sandbank meiden,
Geschickt des Mißtrau'ns spitzen Fels umgehn;
Und mit des Schicksals wilden Wogen kämpfen
Bis in des Glückes sichern Port sie läuft."

Die Bilderhast müßte uns, auch wenn Kleist selbst keine Andeutungen gemacht hätte, darauf führen, daß jetzt eine andere Natur in ihm mächtig wurde. Dafür spricht auch seine bestimmte Abneigung gegen ein staatliches Amt. Bedenken dagegen weist er mit den Worten ab: „Wenn ich auf dieser Erde nirgends einen Platz finden sollte, so finde ich vielleicht auf einem andern Stern einen um so bessern." Übrigens weiß er von Würzburg aus seiner Braut für die Zukunft Sicheres mitzuteilen. Es ist anders geworden, nachdem er sie verlassen; „damals quälte mich das Bewußtsein, deine heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt .... doch still!...: Jetzt werde ich die Gattin beschreiben, die mich glücklich machen kann. Das ist die große Idee, die ich für dich im Sinne habe. In fünf Jahren, hoffe ich, wird das Werk fertig sein."

Auf dieses Werk, das in „fünf Jahren" fertig sein soll, Wechsel auf die Zukunft zu ziehen, ist freilich bedenklich; aber Kleist hatte sich einmal ein bestimmtes Ziel gesteckt und in seiner sorglosen, die materiellen Dinge unterschätzenden Art brachte er es fertig, das Zukünftige als Geschehenes hinzustellen.

Die Auffassung, welche die gewöhnlichen prosaischen Dinge in ihrem Werte unterschätzt, ist ihm sein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Auch jetzt nach seiner Rückkunft in Berlin lebt er sorglos in den Tag hinein; seinen Angehörigen durfte er sich nicht offen als „Schriftsteller" bekennen; das schien ihm noch verfrüht. Zu einer bestimmten Stellung mag er sich nun einmal nicht entschließen. Seiner Wilhelmine weiß er dafür so viele Gründe anzuführen, daß man daraus deutlich die Absicht merkt, sich selbst hinters Licht zu führen. Er verlangt nur eins: den Glauben an ihn.

Am Hofe sah man es ungern, daß der junge Adelige nicht sogleich seine Kraft dem Dienste des Vaterlandes weihte; auch der Minister hätte eine sofortige Anstellung lieber gesehen, als dies unthätige Warten. Um aber unbehelligt zu bleiben, wohnte Kleist im Winter den Sitzungen der technischen Deputation bei, was man ihm als außergewöhnliche Vergünstigung gestattete. Spätestens im Frühjahre hatte er sich dann bestimmt zu erklären.

Kleist lebte, wie er selbst berichtet, in Berlin ziemlich zurückgezogen. An Freunden fehlte es nicht; mit Brockes, mit den Offizieren Ernst von Pfuel und Rühle von Lilienstern, mit dem geistreichen, spottsprühenden Grafen zu Lippe verkehrte er in freundschaftlicher Geselligkeit. Auch in die litterarischen Kreise Berlins, bei den damals tonangebenden Jüdinnen Henriette Herz und Rahel Levin war er eingeführt. Dort fühlt er sich am wohlsten. Zwar klagt er, daß selbst seine Freunde ihn ganz und gar nicht verstehen; aber einerseits ist das eine ganz allgemein verbreitete Klage aller genialen Menschen, anderseits war dies seine eigene Schuld. Wie sollten seine Freunde ihn verstehen können, wenn die Scheu ihm den Mund verschloß! Unglücklich fühlte er sich in Gesellschaft, in der eleganten Welt, im Salon. Ihm fehlte der oberflächliche Geist. Eine tiefgehende Auffassung der Dinge war ihm Bedürfnis. Seine gesellschaftlichen Formen mögen der Glätte ermangelt haben, und wir können ihm

aufs Wort glauben, wenn er sagt, daß das „albernste Mädchen, der elendeste Elegant“ ihn in Schatten stellten. Doch konnte er sich über die zweifelhafte Ehre, den Salonmenschen darzustellen, leicht trösten. Aber auch in den gelehrten Kreisen, wohin er seitens früherer Frankfurter Professoren empfohlen worden war, fand er sich „ebensowenig heimisch als in den ungelehrten.“

Was ihn seit der Würzburger Reise am meisten beschäftigte, die anschauliche Sprache der Poesie, ist auch Gegenstand der Korrespondenz mit der Geliebten. Das arme Mädchen mußte nun auch in seinem Ideenmagazin nach Bildern haschen, damit ihm später die Arbeit leichter werde und sie immer Vergleiche und Bilder bei der Hand habe, sollte er eins brauchen. Die liebende Braut fand darin nichts Absonderliches. Auf alle Wunderlichkeiten des Verlobten ging sie ein; getreu dem Satze, das Weib soll dem Manne unterthänig sein, folgte sie ihm aus der Philosophie zur Poesie. Wenn Kleist ihre Liebe nur besser zu würdigen gewußt hätte! Er dachte wenig ideal von ihr. Das meiste erwartete er von der Zukunft, von dem, was er aus ihr machen würde durch seine pädagogische Pedanterie. Es klingt fast beleidigend, wenn er ihr schreibt: „Fahre fort, dich auszubilden; — ich freue mich darauf, daß ich dich nicht wiedererkennen werde, wenn ich dich wiedersehe.“

Wir sind im Januar 1801. Neben den Arbeiten in den technischen Sessionen scheint Kleist sich mit einem poetischen Versuche beschäftigt zu haben. Mag es nun das Schmerzenskind seiner Muse, der „Robert Guiskard“, oder sein zuerst veröffentlichtes Drama „Die Familie Schroffenstein“ gewesen sein, das mag dahin gestellt bleiben. Er berichtet, daß er ganz zurückgezogen lebe, daß seine Freunde selbst ihn nicht verstehen; da muß sein stets reger Geist sich wohl mit Schöpfergedanken getragen haben. Und aus den widersprechenden Seelenstimmungen, die sich in den Briefen spiegeln, aus den Verzweiflungsschreien einer sich selbst nicht genügenden Kraft,

die an mächtigen Entwürfen mühsam schafft, die gern das Höchste erreichen und vollbringen möchte, aus allem diesem geht hervor, daß der Versuch mißlang. Da fällt er ins entgegengesetzte Extrem. Die er früher mit Verachtung von sich gewiesen, und um deretwillen er damals geflohen aus dem friedlichen häuslichen Kreise, die Wissenschaften, sie erscheinen jetzt seiner suchenden Seele, und er hält sie fest mit der Kraft mit der er alles an alles zu setzen pflegt. Die Wissenschaften hatten sein Ich harmonisch ausbilden sollen; jetzt suchte er in ihnen die unwandelbare, ewige Wahrheit. Er griff ernstlich zur Kantischen Philosophie. Und da fand er die ihn erschütternde Wahrheit: Wir können nie die Dinge an und für sich erkennen, wir erkennen und beurteilen sie nur nach dem, was sie uns scheinen. Ewige Wahrheiten sind unserem Geiste verschlossen.

Was uns heute vielleicht überraschend erscheint: vor dieser Kunde versank ihm alles. Es blieb ihm nur noch die Verzweiflung. Philosophie, die kaum erprobte Kunst, die Welt, das Ich, alles schwand dahin. Zu sehr war er gewöhnt, die Erforschung der Wahrheit zum Lebenszweck zu stempeln; nun, da ihm die Erreichung dieses Zweckes unmöglich erschien, faßte es ihn wie Wahnsinn. Wie sehr ihm früher Bildung und Wahrheit hochgestanden, das schildert er seiner Braut: „Das Bestreben, nie auch einen Augenblick hienieden still zu stehen und immer unaufhörlich einem höheren Grad von Bildung zuzuschreiten, ward bald das einzige Prinzip meiner Thätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig sei.“ Und nun „seit diese Überzeugung nämlich, daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt. Ich bin hinaus gelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Konzerte besucht, um mich zu zer-

streuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen, die dir Karl lieber erzählen mag als ich; und eins war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumulte mit glühender Angst bearbeitete, immer nur dieser: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken!"

Und weil alles nichts nützte, die qualvollen Gedanken zu vertreiben, ersinnt er ein Neues; „in dieser Angst fiel mir ein Gedanke ein. Liebe Freundin, laß mich reisen."

Diesmal sollte es weiter gehen, als vormals nach Würzburg; die „Krisis" sollte gründlich überstanden werden. Nach Paris wollte er reisen, über die Schweiz nach Deutschland zurückkehren. Denn er hofft zuversichtlich, daß er in der Fremde, wo er unter den vielen unbeobachtet bleibt, seine Ruhe wiederfinden werde. Fast sollte man es aussprechen, daß diese Haltlosigkeit des Innern, diese zügellose Reisesucht, die sich anläßt wie eine tolle Flucht vor einem verfolgenden Wahne, der doch im Geiste wohnt, eher Beobachtungsmomente für den Psychiater sind, denn für den Historiker. Es zieht sich fast durch den ganzen Lebensgang des Dichters wie Irrleuchten des Wahnsinns. Heutzutage will man ja auch gefunden haben, daß zwischen Genie und Irrsinn kein qualitativer, sondern nur ein Gradunterschied besteht.

Es schien ein böser Stern über Kleist zu walten. Wie er, durch die Not des Augenblicks gedrängt, sich dennoch auf die Reise gefreut, wie schon die Vorbereitungen darauf anregend seinen Geist beschäftigten, so sonderbar verstimmend fing nun der ganze Plan an. Er wollte allein sein unter Wildfremden; jetzt erinnerte er sich, daß er Ulrike einmal versprochen, sie auf eine größere Reise mitzunehmen. Er kannte Ulrike zu gut, um bei ihrer leidenschaftlichen Reiselust zu wissen, daß er sie tödlich verletzte, wenn er ihr keine Einladung sandte. Und um seinem Versprechen nachzukommen, lädt er sie ein, freilich mit dem Hintergedanken, die Plötzlichkeit dieser großen Reise schrecke sie ab; zudem teilte er mit, daß sie in ihm nur einen „traurigen Gesellschafter"

finden werde. Doch die mutige, selbstbewußte l
ihre Einwilligung. Es mag ihr auch der Ge
gelegen haben, der Bruder bedürfe bei seiner sc
Individualität eines sicheren Begleiters, und si
Vorliebe Männerkleider trug, und nie dem Liebesn
legen, hielt sich für sicher und stark genug, Hein
gleiten.

Damals mußte zu Reisen ins Ausland der M
Auswärtigen Pässe ausfertigen, auf denen der Re
nau bezeichnet war. Vor diese Notwendigkeit g
Kleist das Studium der Mathematik in Paris
seiner Reise an. Daß er daran im Ernst nicht d
auf der Hand. Gern hätte er noch den ganzen
gegeben; aber schon gab man ihm Aufträge nach
Gesellschaft sprach von seiner Reise — die Geist
heraufbeschworen, wurde er nun nicht los.

Viel lieber hätte er gesehen, daß seine Braut
jetzt gleich in Frankreich sich verbunden hätte, we
nem Vorschlag in einem Briefe an sie glauben di
die ersten Jahre würde ihr beiderseitiges Vermögen
halt bestreiten, dazu käme noch Honorar für — l
erteilung in deutscher Sprache. Übrigens hoffte er
in sechs Jahren" Geld zu verdienen. Dann wiede
in Frankreich erlerne er am besten das Französisch
Kantische Philosophie in Frankreich bekannt zu mach
letztere klingt wie bittere Ironie.

In der Mitte des April ging die Reisegesellsc
und Ulrike, begleitet von einem Diener, von Berl
nächst nach Dresden. Das Elb-Athen machte auf
großen Eindruck. Die künstlerische Atmosphäre
zog ihn an. „Die Bildergalerie, die Gipsabgüss
tike Kabinett, die Kupferstichsammlung, die Kirch
der katholischen Kirche, das alles waren Gegen
deren Genuß man den Verstand nicht braucht,
nur auf Sinn und Herz wirken. Mir war so wohl

ersten Eintritt in diese für mich neue Welt von Schönheit," schreibt er aus Dresden an seine Braut. Ganz besonders wirkte auf ihn der katholische Kultus. „Nirgends fand ich mich aber in meinem Innern so gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhabenste Musik zu den andern Künsten tritt, um das Herz gewaltig zu bewegen.... Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit und mit Wollust würde ich katholisch werden." In diesen Worten verrät sich die Sehnsucht des Künstlers nach Bethätigung in göttlich-idealer Sphäre; ohne dem letzten Ausruf irgend besondere, wirkliche Absicht unterzuschieben, sei hier bemerkt, daß Kleists religiöse Anschauungen sehr frei waren.

In Dresden war es die Familie von Schlieben, der sich die Geschwister während ihres Aufenthalts anschlossen. Es war eine ruhige, nicht sehr begüterte Adelsfamilie, eine Witwe mit zwei Töchtern, deren älteste, Henriette, Kleist ein „herzliches Wohlwollen und reine Teilnahme entgegenbrachte".

Von Dresden aus wurden Ausflüge in die herrliche Umgebung gemacht, Moritzburg und Pillnitz besucht, und in Freiberg sah man sich das Bergwerk an, nicht aus Interesse, sondern weil jeder, der Freiberg berührte, auch nach seinem Bergwerk gefragt wurde. In Aussig stiegen sie in das Boot und fuhren auf der Elbe nach Dresden zurück. Wieder schildert Kleist mit einer überschwenglichen Bilderfülle die Schönheiten der Gegend; er preist die glücklichen, bedürfnislosen Fischer am Strande. „Ist dir das nicht so reizend und rührend wie mir?" fragt er die Braut. „Könntest du bei diesem Glück nicht alles aufgeben, was jenseits der Berge liegt? Ich könnte es. Ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe."

Nach rührendem Abschied von der „armen, freundlichen und guten" Familie Schlieben ging die Reise weiter über Leipzig nach Halberstadt. Hier wohnte Gleim. Kleist besuchte ihn und war mit der herzlich-freundlichen Aufnahme, die er fand, sehr zufrieden; im Herzen mag er den berühmten Dichter beneidet haben. Die Reise führte weiter über

Kassel und Frankfurt an den Rhein. Im Städt
bach machte das Geschrei eines Esels die Pferde
gingen durch und der Wagen stürzte um; nur wie
Wunder entgingen die Geschwister dem Tode. Die
Koblenz nach Köln brachte einen Sturm auf der
und doch fand Kleist die Gegend „schön wie eine
traum.“

Am 1. Juli kamen sie in Paris an. Was
hergetrieben, eine tötende Flucht vor sich selbst,
gedanken, die er im großartigen Getriebe des „W
abzuschütteln geglaubt hatte, das trat nun mit gr
walt an ihn heran. Das betäubende Leben und
Eigenliebe der Großstadtbewohner berührten ihn,
dichterisch-scharfem Auge überall tiefer sah, mit W
Die Wissenschaften, denen er anfangs, um des
Reisezweckes willen, äußerlich nachging, ekelten ihn
an, und dieser Ekel steigerte sich fast zum Wahns
Innern rang er mit den Bildern und Gestalten sein
seines „Robert Guiskard.“

Das ist das „Kind,“ das er wie eine vestalische
im Gewölbe beim Schein der Lampe bewahrt. Sei
möchte er es wohl heimlich zeigen; doch muß es
sein unter den Menschen, darum geht er über u
Andeutungen nicht hinaus. Dieses Ideal, dem er
mit zitternden Händen, entschwebte ihm, und es is
men, daß er schon in Paris einmal das Manuskrip
bert Guiskard verbrannt hat. Dann kommt ihm p
Gedanke, Landwirt zu werden. Er redet seiner Sc
von, die ihm aber energisch widerspricht und in „
Scenen“ den Kopf zurecht zu setzen sucht. Aber e
so leicht zu bekehren. Am 10. Oktober macht er so
Braut den Vorschlag. „Weißt du, was die alten
thun, wenn sie fünfzig Jahre um Reichtümer un
stellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen H
und bebauen das Feld. Dann, und dann erst

weise. — Sage mir, könnte man nicht klüger sein, und
er dahin gehen, wo man am Ende doch soll?" Und wie
bei ihm kurz und klar abgemacht werden sollte, so ver-
te er sofortige Entscheidung. Den Winter wollte er noch
Paris verbringen, im Frühjahr sollte sich dann der Plan
er Schweiz verwirklichen. Hier beginnt die Lösung des
Verhältnisses, dem man von Anfang an das resultat-
Ende hätte voraussagen können. Denn wo Hochachtung
Wertschätzung nicht gegenseitig sind, da kann die Liebe
dauernd sein. Wie sehr auch die Braut Kleist geliebt
wir auch von ihm bestimmt wissen), wie sehr sie sich
seinen Launen unterworfen, hier folgte sie nicht. Sie
vortet nicht einmal auf den neuen Vorschlag. Die Unrast
trieb Kleist noch im Winter aus Paris fort; noch ein-
schildert er der Braut die Wonnen des Landlebens, des
ns, das er mit ihr zusammen beginnen wollte. Aber
helmine erklärte, daß sie einen solchen Schritt nur mit
villigung ihrer Eltern thun würde. Kleist antwortet ge-
lt fünf Monate nicht. Dann folgt noch ein kurzer, kalter
gebrief aus der Schweiz an sie, die in einem neuen Briefe
esen, daß sie mit alter Liebe und Treue an ihm hängt. So
denn der Ungestüme dem edelsten Mädchen den Abschied
ben; nie mehr erwähnt er die Braut in seinen Briefen.
Wenngleich die Schwester mit allen Mitteln strebte, den
ter „auf den rechten Weg" zurückzuführen, mit dem Eigen-
seiner herrischen Natur führte er wenigstens die einleiten-
Schritte zu seinem Plane aus. Bis Frankfurt am Main
itete er die zurückkehrende Ulrike; ihr ganz in die Heimat
olgen, hätte er nimmer gethan. Er fürchtete das Kopf-
teln und die weisen Bemerkungen der Spießbürger, in
Augen er als ein Umherstreicher und Sonderling er-
nen mußte. Nicht eher wollte er unter sie treten, bis
der Ruhmeskranz auf der Stirne blühte.

Von Frankfurt am Main aus wanderte Kleist mit dem
obten der Dresdener Freundin Karoline von Schlieben,

dem Maler Lohse, den Rhein hinauf nach Bas
Reisebegleiter war ein Mann von rauhen Sitten,
gutem, treuem Herzen. Am 19. November tra
Basel ein; es war „finstere Nacht", „Nahes ur
alles war so dunkel." In Basel suchte Kleist Heinrich
auf, der durch seinen früheren Aufenthalt in Fra
Familie bekannt war. Zschokke aber war nach Bern
deshalb zog Kleist dorthin. Die Aufnahme wa
freundlich bei dem treuherzigen Schweizer. Die
später Kleist als die „schönste Erscheinung in sei
weil sie immer nur den reinsten Seelenadel in
mütlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerisch
zeigte." Der Plan Kleists, sich in der Schweiz a
fand an Zschokke einen eifrigen Förderer. Durch se
liche Stellung in der Schweiz war es ihm möglich
erfahrenen Ankäufer Vorschub zu leisten. In der er
des Januar schon schreibt Kleist an die Schweste
ein Landhaus unter sehr günstigen Bedingungen a
See kaufen könne, wenn sie ihm den Kaufpreis
Reichsthalern vorstrecken wolle, „so bald als möglic
scheint jedoch nicht so schnell bei der Hand gewese
denn im Februar, wo wir Kleist in Thun finde
ganz andere Gedanken.

Er hatte nämlich den Plan, sich in der Sch
kaufen, fallen lassen. Weil es gar nicht unmöglich
die Franzosen Herren der Schweiz werden könnte
erinnere sich der damaligen Zeitverhältnisse, an d
des Jahres 1802 — so hatte ihm der bloße G
diese Möglichkeit den ganzen Plan verleidet. Übe
etwas ganz anderes in den Vordergrund seines
getreten.

In Bern hatte er nämlich dichterisch veranlag
gefunden, denen er endlich sein Inneres zeigen dur
wig Wieland, den Sohn des berühmten Dich
Heinrich Geßner, den Sohn des Buchhändlers.

Ringe, zu denen sich noch der ältere Zschokke gesellte, alle von dem gleichen, idealen Streben beseelt, hielten regelmäßige Zusammenkünfte ab; durch Vorlesen ihrer Geistesschöpfungen suchten und fanden sie gegenseitige Anregung. „Die Familie Schroffenstein“ hatte Kleist nahezu vollendet mitgebracht. Er las sie vor und hatte die Freude, daß die Freunde sein Genie rückhaltlos bewunderten, wenn auch der komische, unerwartete Schluß so sehr die Lachmuskeln der übermütigen Zuhörer reizte, daß der Vorleser selbst in Heiterkeit ausbrach.

Kleist wollte auf die wohlgemeinten Ausstellungen hin an dem Werke feilen, überhaupt aber das ganze Stück umarbeiten. Wieland hatte ihm nämlich den Rat gegeben, die Handlung, die ursprünglich in Spanien spielte, in ein deutsches Land, etwa nach Schwaben zu verlegen, welchem Ratschlage Kleist folgte. Aber in Bern fand er nicht die Ruhe, deren er zum gedeihlichen Arbeiten notwendig bedurfte. Deshalb nahm er Wohnung auf der Deloseainsel am Ausfluß des Thuner Sees, ganz nahe bei Thun. Einsam und still wohnte er hier auf der einen Spitze der Insel, während auf der andern nur noch eine Fischersfamilie, Stettler, hauste, aus deren Hause Kleist zur Führung des Haushaltes eine Tochter, das „Mädeli“, „lieblich wie ihr Taufname,“ bei sich hielt. Und hier, von Februar bis Mai mag er glückliche Tage verlebt haben, ganz in der frühlingserwachten, großartigen Gebirgsnatur, fern von der Welt, in die er gar nicht zu passen schien. „Zuweilen doch kommen Geßner oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir —“; er lebt wohlfeil und kommt selten unter die Menschen, nur Sonntags, wenn er mit seinem „Mädeli“ zur Kirche geht.

Aber mitten im fröhlichen, rüstigen Schaffen kommen ihm trübe Gedanken. „Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst verschaffen müßte; so habe ich jetzt zum Beispiel eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe

ich meine Arbeit vollendet habe.“ Und dieser trübe
wird ihm zum seltsam frevelnden Wunsch: „Ich hab
andern Wunsch als zu sterben, wenn mir drei D
lungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine gr
Denn das Leben hat doch immer nichts Erhaben
dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann.“ M
die Sehnsucht nach dem Nichtsein umfängt auch hier
glücklichsten Zeit, an drei verwunderliche Bedingu
knüpft, sein Thun und Handeln, und sie folgt ihm
Schatten.

Das Motiv zu seinem Lustspiel „Der zerbrochen
kam ihm ebenfalls in der Schweiz. Die Freund
einen Wettstreit beschlossen; jeder sollte zu einem
Zschokkes Zimmer, betitelt „La cruche cassée“,
tische Arbeit liefern. Auch wird berichtet, daß K
den Plan zu einem Trauerspiel „Leopold von Ö
gefaßt habe, dessen erster Akt fertig gestellt wurde.
Inhaltsangabe der ersten Scene im Eröffnungsa
ergreifender Schönheit, ist erhalten geblieben.

Im März endlich ist die „Familie Schroffenstein“
vorgedrungen, daß der Dichter sie nach Bern zu
herüberbringen konnte. Dieser hatte nämlich den
übernommen und zahlte Kleist dreißig Louisdor daf
schon er noch in Paris die Schriftstellerei für Geld
und es nicht begreifen mochte, „wie ein Dichter s
einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, üb
konnte, so strich er doch den Erstlingslohn seines Fle
einem gewissen Stolze ein. Er war jetzt über se
kunft beruhigt; denn bestimmt hoffte er, vom Ertra
litterarischen Arbeiten leben zu können.

Jedenfalls hat Kleist die „Familie Schroffenst
Berlin begonnen, damals, als ihn der Ekel vor den
schaften übermannte. Dort in der Königlichen B
befindet sich heute die Handschrift derselben, betit
Familie Ghonorez“. Wir wissen ja bereits, daß K

ig aus Spanien nach Schwaben verlegte, und so
is der Familie „Ghonorez" die Familie „Schroffen-
Als er einsah, daß wir das Walten der Gottheit
ehen können, daß ewige Wahrheiten unserem Geiste
en sind, da erfaßt ihn die Idee des Dramas. Der
iche Mensch nennt es Schicksal, was die Handlungen
schen „wie an tausend Fäden fortzieht". Die Men=
ls Puppen am Drahte des Schicksals", das ist die
de liegende Idee der „Familie Schroffenstein". Folge-
st das Schicksal, der Zufall der Held, der einzig
n dem Stücke, und es ist die Kunst um so mehr zu
welche es verstand, diesen abstrakten Willen greifbar
nen und Handlungen vor unser Auge zu stellen.
) der Schluß nicht aus dem Charakter und dem
er Personen heraus erklären läßt, daß er sozusagen
errt wird, sei hier gleich vorweg bemerkt.
Schroffensteiner spalten sich in zwei Linien; die von
ind die von Warwand. Ein alter Erbvertrag schreibt
n Aussterben der einen Linie die Besitzungen der
zu. Das ist der unglückbringende Same, der im
der Handlung zu einem giftigen Baume anwächst,
nd Zerstörung verbreitend. Eine Familie sieht die
ls ihren erbittertsten Feind an. Peter, der kleine
uperts von Rossitz, ist tot aufgefunden worden; da=
den zwei Männer mit blutigem Messer. Sie sind
rwand; folglich hat Sylvester, Herr in Warwand,
igen. Das ist die Logik der Rossitz, die einen Schim=
Berechtigung erhält, als in den fürchterlichsten Fol-
ı einer der bei Peters Leiche gefundenen Kerle das
Sylvester" ausstößt. Rache an dem Hause Sylvester
die in Rossitz auf die Hostie. In Warwand ist
hig; denn Sylvester weiß sich von Frevel und jeg=
chuld frei. Auch ihm ist ein Sohn gestorben; aber
el zu besonnen, es irgendwie den Rossitzern beimessen
n, und alle Verdachtsgerüchte aus dem Munde seiner

Frau oder seiner Untergebenen weist er mit Ei
zurück. Da kommt ein Bote aus Rossitz und
dem „Kindesmörder", die Fehde an. Rupert dürs
nem und seines Kindes Blut". Noch kann der
Mann von der ganzen Kunde nichts begreifen,
ein verwandter Ritter, Jeronimus, nennt ihn „S
will keine Gemeinschaft mehr mit ihm haben; der
Nähe stinkt es wie bei Mördern". Sylvester sink
zur Erde. Damit endigt der erste Akt.

Agnes, die Tochter Sylvesters, und Ottokar
Ruperts lieben sich. Davon ist schon im ersten
gewesen, wo Johann, ein Bastardsohn Ruperts,
bruder Ottokar erzählt, ein schönes Mädchen h
dem Flusse gerettet; nun wäre er in Liebe zu
Er meint Agnes von Schroffenstein. Der zu
führt Ottokar und Agnes zusammen. Sie fi
seltsam bewegt, und da er ihr von der trauriger
teilen will, erscheint Johann. Sie sieht ihn und
dem sie Ottokar versprochen, heute noch einmal
Und nun entsteht der zweite Konflikt: zwischen
Ottokar. Während die Liebe Ottokar unendlich
und ihn sogar alle die bitterbösen Schmähung
überhören läßt, verlangt dieser den Zweikamp
Leben sind wie „zwei Spinnen in einer Scha
nach Kleists Art sucht er in dem Kampfe ni
seines Gegners, sondern den eigenen, weil er
Agnes vor ihm flieht. Ottokar will nicht käm

Unterdessen steigert sich die Zwietracht zwischen
Häusern. Als Sylvester aus der Ohnmacht erw
er, daß das wütende Volk den Herold aus Ros
hat. Da das Geschehene nun einmal nicht zu
beauftragt Sylvester einen Ritter, die Vasallen
zu rufen, damit er gegen Anfall gesichert ist.
der eben noch der Wut der Menge entgangen i
eine andere Seite der Sachlage ins Auge gefaßt u

neutral zu bleiben. Während Sylvester und seine Gemahlin Gertrud die Tragweite des Geschehenen erwägen, hat Johann in seinem Liebeswahnsinn Agnes verfolgt; unter dem Thore von Warwand erreicht er sie und drängt ihr einen Dolch auf, ihn zu töten. Auf das Hilfegeschrei des verwirrten Mädchens erscheint Jeronimus und schlägt Johann nieder. Agnes bekennt den bestürzten Eltern, daß sie auf ihrem Spaziergang einen anderen Ritter getroffen; Jeronimus weiß, daß es Ottokar ist. Die Mutter warnt vor ihm.

Doch die Liebe läßt sich nicht raten und bannen. Im nächsten Aufzug finden wir Ottokar und Agnes in einer Höhle zusammen. Agnes ist zuerst noch in dem Irrtum befangen, Ottokar strebe ihr nach dem Leben. Den Trunk aus der Quelle, mit dem er die Erschöpfte erquicken will, hält sie für Gift. Es schmeckt ihr „wie Arznei fürs Elend". Sie weiß seinen Namen, und daß er dem ganzen Hause Sylvesters den Tod geschworen; sie will gerne mit ihm sterben. Doch sie muß ihren grundlosen Verdacht aufgeben, und jetzt sinnen beide, wie dem unheilvollen Streite der Väter Einhalt gethan werden könne. Die frohe Zuversicht der Jugend kommt wieder; sie sind wie Kinder, die bald ihren Mutwillen wieder spielen lassen, wenn das Schicksal „gleich einem strengen Lehrer ein freundlich Gesicht" macht. Er will in dem Dorfe, wo die angeblichen Mörder des Brüderchens wohnen, nachforschen, sie eilt hin, Johann, von dessen Unschuld Ottokar sie überzeugt hat, im Kerker treu zu pflegen. — Zwei Wanderer haben in Rossitz die Nachricht von der Ermordung des Herolds in Warwand, sowie von Johanns Einkerkerung gebracht. Daß Jeronimus ihn niedergeschlagen, wundert Rupert nicht; denn „der graue Geck freit um die Tochter". Er läßt sich zu dem Lager eines dritten Zeugen hinführen; währenddem erscheint Jeronimus im Schlosse, und Eustache, die Gemahlin Ruperts, erfährt von ihm Ottokars Liebe zu Agnes. Schon ist sie froh, daß auf diese Art der ganze Streit seinen friedlichen Ausgang

finden könne: da kommt Rupert. Er sieht Je
erblaßt; dem folgenden Diener Santing giebt
Befehl. Die nun folgende Scene ist meisterha
tem Hohn hört er Jeronimus an, mit kalten
er zu dem Plane, sich mit Sylvester auszusöh
wenn Jeronimus Sylvester noch einmal zu
und kalt, grausam bleibt er im Zimmer stehen,
vom Schloßhofe die Keulenschläge derer herauft
ronimus töten. Ein Wort kostete es ihn,
retten, und Eustache am Fenster bittet ihn
flehentlich darum; aber er spricht es nicht.

Wenigstens nach außen hin suchen in der
des vierten Aufzugs Rupert und Eustache den
ronimus auf andere Schultern zu wälzen.
in den Turm; freilich soll ihm dafür „späte
Gebirgslehen" nicht entgehen. Wer zuerst de
troffen, dessen Haupt sei dem Schwerte verfall
zeigt sich der Fluch der bösen That: eine Kar
noch zwei andere haben gehört, wie Rupert San
Befehl gegeben. In ihrer Sorge zur friedlich
des unheilvollen Krieges bekennt Eustache, daß
Agnes sich lieben, daß sie sich im Gebirge tre
dem ganz entmenschten Rupert „ein Umstand
tung", daß er sich nämlich der Tochter seine
bemächtigen könne. — Nach Warwand ist i
Nachricht von Jeronimus' Ermordung hingeb
Sylvester beschließt, noch in der Nacht Rossitz

Ottokar tritt bei seinen Nachforschungen in
bei dem Peter tot aufgefunden wurde, in eine
ein, wo ein Mädchen, Barnabe, einen Kinde
der nach der abergläubischen Meinung der Le
Wünsche" erfüllbar machen konnte. Die Verm
kars wird zur Gewißheit: Peter ist ertrunken
gläubische Mutter Ursel hat den Finger abgesch
Jüngling enthüllt sich die Lösung des schrecklic

ber vielleicht kommt diese Lösung zu spät. Er läßt durch
larnabe Agnes in die bekannte Höhle bestellen. — Rupert
nd Santing streifen durchs Gebirge; Ottokar ist entschlossen,
inem Vater des Rätsels Lösung zu bringen. Dieser jedoch
it Befehl gegeben, Ottokar ins Gefängnis zu setzen, weil
von dem Hitzkopf Störung seiner Pläne befürchtete. Schon
ngekerkert, entdeckt ihm die Mutter den schwarzen Plan des
aters; der kühne Jüngling springt aus dem fünfzig Fuß
hen Turmfenster, mit dem Ausruf: „Das Leben ist viel
ert, wenn man's verachtet! Ich brauch's!" — So hatte
auch Kleist früher gesagt.

Nun beginnt der letzte Akt mit der seltsam schönen, hin-
ßend poetischen Scene, in der die Liebenden in der Höhle
e Kleider wechseln. Die Freuden der Brautnacht schildert
r todesfrohe, opfermutige Jüngling mit brennenden Far-
n; dabei steht Barnabe am Eingange der Höhle und hält
Jache. Als die Verfolger kommen, trägt Agnes Ottokars
Mantel und Helm; sie geht ruhig aus der Höhle, während
r mordlustige Rupert seinem eigenen Sohne, den er im
rauenkleid und Hut für Agnes hält, das Schwert in den
usen stößt.

An der Höhle vorbei zieht in gespenstischem Zuge der
roß der Reisigen aus Warwand; Rupert und Santing
len, auf ihr Schloß zu kommen. Vor dem Zuge der Ritter
chen Agnes und Barnabe Schutz in der Höhle. Verzwei-
lnd findet dort Agnes den ermordeten Geliebten. Sylvester
itt in die Höhle mit einem seiner Reisigen. Am Boden
egt Ottokar in Agnes Kleidung; dabei eine Gestalt mit
elm und Mantel: das ist Ottokar, der Agnes getötet —
r zornige Vater erschlägt seine eigene Tochter. Und nun
scheint das ganze Personal des Dramas in der Höhle:
upert und Santing werden von Rittern Sylvesters ge-
ngen hereingeführt; Gertrude und Eustache haben den Tod
rer Kinder vernommen und fliegen zu den Leichen; Johann,
r wahnsinnig geworden, führt den blinden Großvater herbei.

3*

der die Verwechslung der Leichname sonderbarer Weise
erst entdeckt. Und indem nun den beiden Vätern plöt
zum schrecklichen Bewußtsein kommt, daß sie ihre eig
Kinder erschlagen, tritt auf einmal die alte Ursel he
wirft einen Kindesfinger mitten auf die Bühne und
schwindet! Sie wird aber wieder herbeigeführt, und
das ganze unselige Mißverständnis auf; darauf versö
sich die Männer, umarmen sich die Weiber .... und
wahnsinnige Johann erhält in diesem tollen Schlusse
letzte Wort: „Geh, alte Hexe, geh, du spielst gut au
Tasche. Ich bin zufrieden mit dem Kunststück. Geh!“

Mit dem Schluß kann nun keiner zufrieden sein,
eben höchstens der wahnsinnige Johann. Gleichsam
Heine oft die schönsten Gefühle mit einer platten I
hinweggrinsen konnte, so scheint den Dichter mehr die S
originell und auffallend zu sein, angetrieben zu haben,
sen Harlekinssprung hinter die Coulissen zu machen.
Künstlerische, das ästhetische Rechtsgefühl hat ihn nich
leitet. Man darf es dem jungen, erfolgbedürftigen P
nicht anrechnen.

Entworfen und abgefaßt zu einer Zeit, da der D
seinem höchsten Ideale nachstrebte, verrät dieses Erstli
werk trotz mancher offenbaren Mängel der Anfänger
den zukünftigen echten Dramatiker. Wenn Kleist gele
lich schreibt: „es ist eine elende Scharteke,“ so mag er
nicht recht daran geglaubt haben. Denn bei allen Wu
lichkeiten und teilweisen Härten ist es ein achtensw
Drama; reich an prächtig gelungenen Scenen und tre
in der Charakteristik seiner Personen, schon um seiner
willen interessant.

Wir versagen es uns, weiter analysierend und erläu
auf die „Familie Schroffenstein“ einzugehen, wir unter
es, Ähnlichkeiten bei andern Dramatikern anzuführen,
solche Vergleiche immer, wenn sie, wie bei Kleist, einer
Dichternatur gegenüber gemacht werden, hinken. Nu

wähnen wir noch, daß die Bilderübungen gute Früchte getragen haben, daß wir hier in Dialog und Charakteristik bereits sämtliche Kunstgriffe Kleists finden können, und daß unser Drama freudige Begrüßung und Bewunderung auf der einen, Abscheu und Widerwillen auf der andern Seite hervorrief.

Zuerst erschien „Die Familie Schroffenstein“ anonym bei Heinrich Geßner in Bern und Zürich. In Kotzebues Organ, dem „Freimütigen“, fand das Drama, wie man kaum hätte vermuten sollen, eine glänzende Besprechung. Man kann sich auch kaum einen größeren Gegensatz denken als den zwischen einem Kotzebueschen Lust- oder Rührspiel und dem kraftstrotzenden Kleistschen Trauerspiel! Kotzebue spielte den unbekannten Dichter in seiner litterarischen Fehde gegen Goethe aus; Kleist war offenbar erfreut über die Anerkennung im „Freimütigen“; er schreibt an Ulrike: „Lest doch einmal im 34. oder 36. Blatt des „Freimütigen“ den Aufsatz: Erscheinung eines neuen Dichters, und ich schwöre euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß als der alberne Kauz, der Kotzebue. Frage aber mit Behutsamkeit nach diesem Blatt, damit der litterarische Spürhund, der Merkel, nicht rieche, wer der neue Dichter sei. Es darf überhaupt niemand, als etwa meine allernächsten Verwandten erfahren, und unter diesen auch nur die verschwiegeneren.

Auch thut mir den Gefallen, und leset das Buch nicht. Ich bitte euch darum. Es ist eine elende Scharteke. Kurz, thut es nicht. Hört ihr?“

Die Todessehnsucht des Dichters schien sich in That umsetzen zu wollen: im Juni erkrankte er auf seiner idyllischen Insel. Jedenfalls hatte ihn sein übermäßiges Arbeiten, sein Ringen und Suchen nach dem höchsten Ziel derart angegriffen, daß sein Körper zuletzt den seelischen Kraftanstrengungen unterlag. Er mußte aus der friedlichen Einsamkeit nach Bern gebracht werden. Hier, im Hause des Doktor Wyttenbach, eines Freundes von Zschokke, lag er zwei Monate zum

Tode krank. Kaum genesen, sehnte er sich fort a
Schweiz", die seinem Bilde von Freiheit und
nicht entsprochen hatte. An seinen Onkel v. Pa
er diesmal, um die geliebte Schwester nicht z
„Mein lieber Pannwitz, ich liege seit zwei M
in Bern und bin um siebzig französische Louisd
darunter dreißig, die ich durch meine eigene A
hatte. Ich bitte Gott um den Tod und dich u
du auf meinen Hausanteil erheben magst.
mag nichts schreiben als dies Allernotwendigste
Sicherheit das Geld an den Doktor und Apot
bach, meinen Arzt, einen ehrlichen Menschen,
auch zurückschicken wird, wenn ich es nicht n
Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl." — Ulrike
doch, und auf die Kunde davon eilte die treue
gleich ans Krankenlager ihres Bruders. Si
nach Deutschland zurück, und mag ihm wohl
redet haben, wieder mit in das trauliche Famil
Frankfurt zurückzukehren; doch war er dazu au
gegebenen Gründen nicht zu bewegen. Ehe er e
Bahnbrechendes geleistet, ehe er nicht dem Wei
pier den „Kranz von der Stirne" gerissen, eh
die Seinigen nicht mehr sehen.

Dann trieb's ihn auch, die gewaltigen Dios
gesicht zu Angesicht zu sehen. Demnach reiste e
Weimar. **Wieland** wurde aufgesucht, dem er d
kehr mit seinem Sohne bekannt war. In Je
Schiller freundlich auf; in Weimar fühlte **Goe**
sehr von ihm angezogen, war aber zu sehr W
zuvorkommender Höfling, um es ihm gegenüb
lassen. Erst nach Jahren lesen wir sein Urtei
Kleist sogleich die ihm nun widerwärtige Wert
entdeckt hätte.

In Weimar mietete sich Kleist ein Quarti
aber bald unangenehm wurde, so wenig entspr

escheidenen Bedürfnissen. Wieland hatte in Osmannstädt,
wei Stunden von Weimar, ein hübsches Landgut. Der
üngere Wieland, der schon vor Kleist die Schweiz hatte ver=
assen müssen, führte den Dichter zu Hause ein. Der alte
Wieland brachte ihm ein offenes, gewinnendes Wesen ent=
egen. „Selbst zurückhaltender hingegen war Kleist" schreibt
Wieland, „und etwas Rätselhaftes, Geheimnisvolles, das
eser in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affektation
alten konnte, hielt mich in den zwei ersten Monaten un=
serer Bekanntschaft in einer Entfernung, die mir penibel war,
und vermutlich alles nähere Verhältnis zwischen uns abge=
schnitten hätte, wenn ich nicht durch meinen Sohn erfahren
itte, daß Kleist sich in seinem Quartier zu Weimar so schlecht
finde, daß er eine Einladung, die übrige Zeit, die er sich
ch in unserer Gegend aufzuhalten gedächte, bei mir in
Osmannstädt zu wohnen, mit Dank annehmen würde." Kleist
ohnte vom Januar 1803 an neun bis zehn Wochen in
Osmannstädt, und vielleicht hätte ihn Gott Amor wieder ge=
selt, wenn er in seiner weltabgeschiedenen Stimmung mit
n höchsten Ziele ringend, nur Augen für die Wirklichkeit
habt hätte. Wielands hübsche Tochter sah den stillen, träu=
erischen Dichter gern, und auch der Alte besaß eine solche
neigung zu Kleist, daß er ihm gern seine Tochter gegeben
hätte. Wieland fiel eine sonderbare Zerstreutheit des Ge=
ütes bei Kleist auf, die auf Augenblicke wieder der sprühend=
n Lebhaftigkeit Platz machte. Der Verschlossene erklärte
dlich, daß er in solchen Augenblicken mit seinem Drama
schäftigt sei. Nachdem ihn Wieland durch entgegenkommen=
s Zureden vertraut gemacht hatte, brachte er ihn endlich
zu, daß Kleist an einem Nachmittage einige Scenen aus
n „Robert Guiskard" nach dem Gedächtnisse rezitierte, über
en Schönheit und dramatische Kraft der sorgenbrütende, alte
ieland in helle Begeisterung geriet. Aber er vermochte es
cht, den ringenden Dichter zu bewegen, das Werk wenigstens
mal ganz niederzuschreiben, es komme wie es wolle.

Im Gegenteil, Kleist verzweifelte abermals a
Werke und an seiner Kraft, und wenn er in der erste
über Wielands Anerkennung schon beschlossen hatt
mannstädt so lange zu bleiben, bis der große Wurf
sei, so flieht er jetzt, im März 1803 von den Men
ihm mehr Liebe geboten, „als die ganze Welt
aufbringen kann" — und geht nach Leipzig. W
wollte, wußte er selber nicht. Um doch etwas zu th
er Unterricht in der Deklamation bei Kerndörffer.
die Kunst des Vortrags hoch, und begriff nicht,
ein Dichter darüber anderer Meinung hätte sei
Er „lernte seine eigene Tragödie deklamieren. Si
schreibt er, „gut deklamiert eine bessere Wirkung
schlecht vorgestellt. Sie würde mit vollkommener De
vorgetragen, eine ganz ungewöhnliche Wirkung th

Zu dem Feste, welches die Stadt Weimar Wi
und zu welchem Kleist für den 3. Mai eingeladen w
er nicht erscheinen; denn er fürchtete die Liebe je
Menschen. Er reiste nach Dresden; sowohl der
über das entfliehende, heiß erstrebte Ideal, als au
kuniäre Lage drückten ihn so, daß er in seinen Unter
stets auf den Tod als den „ewigen Refrain des
hinwies.

In Dresden verkehrte er mit seinen Freunden
Rühle von Lilienstern. Auch die Familie Schlieb
wieder aufgesucht, und der Freundin Henriette, die i
daß sie den Verstand verlieren werde, wenn ihr
noch nicht bald schreibe, macht er den Vorschlag, si
selbst totschießen zu wollen, wenn sie ihn nicht wi
Auch Pfuel wollte er verschiedentlich bereden, mi
sterben. Dieser Lebensüberdruß findet wieder in
mut über das Mißlingen seines Werkes seine Erklär
doch ist es so lange noch nicht her, daß er seiner
geschrieben: „Der Anfang meines Gedichtes, das
meine Liebe zu dir erklären soll, erregt die Bewunder

denen ich es mitteile. O Jesus, wenn ich es doch vollenden könnte!" — Dagegen diktierte er Pfuel die drei ersten Scenen des „Zerbrochenen Kruges", als dieser im Scherz sein komisches Talent angezweifelt hatte.

Diesmal ist es der treue Freund, der ihm den Vorschlag macht, eine größere Reise zu unternehmen, von der er Zerstreuung für den arg Zerfahrenen erhoffte. Auf seine Bitte erscheint die allzeit bereitwillige Ulrike in Dresden und hilft ihm mit Trost und Geld. Dann geht die Reise, meist in Fußtouren, nach der Schweiz und nach Oberitalien, wo sie den Verlobten Henriettens, den Maler Lohse, aufzusuchen versprochen hatten. Peinlich mag es den an seiner Kraft verzweifelnden Kleist berührt haben, als er am Abend vor seiner Abreise einen Brief Wielands bekam, in dem dieser ihn auffordert, den „Guiskard" zu vollenden, und „wenn der ganze Kaukasus auf ihn drücke". — In Varese bei Como trafen die beiden Freunde Lohse, und blieben eine Zeitlang bei ihm.

Zurück reisen sie dann über Bern und Thun nach Genf, wo der Dichter beschließt, daß hinfort kein Versuch mehr an seinem Schmerzenskinde „Guiskard" gewagt werde. „Der Himmel weiß, meine teuerste Ulrike," schreibt er von hier unter dem 5. Oktober, „(und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist) wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der anfangen könnte: ‚Mein Gedicht ist fertig.' — Und so sei es denn genug. — Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist."

Das ist auch der Grund, warum er nicht nach Hause zurückkehren kann. Ihn „entsetzt die Vorstellung", unter seine Bekannten und Verwandten zu treten, mit einem — Nichts. Denn die „Familie Schroffenstein" war ihm nichts. „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder keins." Und so geht

es fort in klagenden Schmerzenslauten, bis e
hinsinkend zu dem Schlusse kommt: „Ich kann n

Weiter ging die Reise; nirgends Ruhe, n
Mitte des Oktober finden wir Kleist und Pfu
Den Verzweifelnden reizte die ganze Welt; sein
war ihm am meisten verhaßt, und selbst den tr
verkannte sein todkrankes Gemüt. Pfuel, eine er
tur, wies den Ungerechten ernstlich zurecht. D
Kleist zu viel. Nun hatte er nach seiner Meinu
letzte, den Freund, verloren. Gegen sich selbst w
brannte er alle Papiere und eilte aus Paris, fest
den Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen. Vo
aus richtet er den letzten Brief an die Schwester
Brief ist es wert, ganz mitgeteilt zu werde
teure Ulrike. Was ich dir schreiben werde, kann
das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich m
bringen. Ich habe in Paris mein Werk, so
war, durchlesen, verworfen und verbrannt; und
aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, da
Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensi
alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freun
würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundscha
leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, d
ich werde den schönen Tod der Schlachten sterbe
die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin au
Küste gewandert, ich werde französische Kriegsdier
das Heer wird bald nach England hinüberrudern
Verderben lauert über dem Meer, ich frohlocke l
sicht auf das unendlich prächtige Grab. O du
wirst mein letzter Gedanke sein."

Als Kleist so eilig aus Paris geflohen, geri
den Freund in die größte Sorge. Er kannte
nächsten Morgen suchte er nach ihm in der Mo
Glück erfolglos. Denn Kleist hatte ja den an
den „Tod der Schlachten" zu sterben, wie er sei

Schwester schreibt. Doch zum schlimmsten kam es noch
icht. Zwar schwebte er in großer Gefahr: Ohne Paß, wie
r war, hätte ihn leicht das Wirrsal jener Tage zum Spion
tempeln und in kürzester Zeit ins Jenseits befördern können.
Ein befreundeter Offizier rettete ihn aus dieser drohenden Ge-
ahr, indem er ihn als seinen Diener mit sich nahm. Dann
iet er Kleist, sich bei dem preußischen Gesandten Lucchesini
n Paris einen Paß zu besorgen. Das Schreiben, welches
Kleist dieserhalb an den Gesandten richtete, schien diesem
ndes so verworren, daß er denken mochte, ein solcher Mann
ehöre am ehesten in die treue Pflege seiner Familie in
er Heimat, und so stellte er ihm einen Paß aus, der
irekt nach Potsdam lautete. Ohnehin war Kleists Wider-
andskraft gebrochen, und so trat er die Reise nach Deutsch-
and an.

Was ihn geistig gebrochen, was ihn mit aller Kraft den
Tod herbeisehnen hieß, war der entschwundene „Robert
Guiskard." Er ist niemals vollendet worden, und das
Bruchstück, welches den gesamten Werken beigegeben ist, war
uerst im April- und Maiheft des „Phöbus", welchen Kleist
n Jahre 1808 mit A. Müller herausgab, erschienen. Glück-
icherweise ist dieses Fragment erhalten geblieben, und es ist
ns so möglich, wenigstens einen Blick in das Lebenswerk
nseres Dichters zu werfen. Den Stoff fand Kleist ver-
nutlich in einer Nummer der „Horen" vom Jahre 1797.
Die erhaltenen Scenen des ersten Aktes lassen indessen auf
en ganzen Inhalt des Dramas höchstens einige unsichere
Schlüsse zu. Jedenfalls hatte Kleist nach seiner Art den
ollständigen Plan des Werkes im Kopfe; das bezeugt auch
Wieland. Daß die Kraft an dem Werke erlahmte, kann nur
urch die Form bedingt sein. Denn das hatte sich Kleist
um Ziele gesetzt: Antikes und Modernes, Sophokles und
Shakespeare in einem Kunstwerk zu vereinigen; die Einseitig-
eiten beider Richtungen in durchdringender Harmonie zu
ersöhnen. Wieland urteilt über die gehörten Scenen: „Wenn

die Geister des Äschylos, Sophokles und Shakesp[...] vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, so würde sie d[...] was Kleists ‚Tod Guiskards des Normannen', so[...] Ganze demjenigen entspräche, was er mich damal[s] ließ. Von diesem Augenblick war es bei mir ent[...] Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer [...] tischen Litteratur auszufüllen, die, nach meiner M[...] wenigstens, selbst von Goethe und Schiller noch nicht gefüllt worden ist." Die „Lücke ausfüllen" hieß ebe[...] gegenseitig sich ausschließenden Dramengattungen in [...] Neuschöpfung vereinigen; das war es, was Kleist wol[lte.]

Eine kurze Inhaltsangabe der erhaltenen Scenen ist [...] gegeben: Die Normannen liegen vor Konstantinopel. [...] Pest wütet im Lager. Vor dem Zelte Guiskards ist [...] Volk versammelt, den Führer um den Rückzug zu b[...] Zaghaft tritt auch das Gerücht auf, den gewaltigen [...] kard habe die Seuche getroffen, und Helenas, der [...] Guiskards, Anstrengungen, das Volk vom Zelte zu [...] fernen, verstärken den Verdacht noch mehr. Ja ein [...] manne will in der Nacht gesehen haben, wie man g[...] nisvollerweise den Leibarzt in des Fürsten Zelt gebracht [...] Da treten aus dem Zelte Robert, der Sohn Guiskard[s,] Abälard, der selbst Anrecht auf den Thron hat, u[...] Guiskard nur Vormund ist. Letzterer sucht die Sti[mmung] des Volkes zu seinem Vorteil zu benützen, und w[...] Robert streng und herrisch zum Volke spricht, ist er [...] lassend und verrät, daß die Pest wirklich den große[n] herrn heimgesucht. Über dieses zweideutige Benehm[en] Robert aufgebracht; er geht ins Zelt und nun ersche[int] gewaltige Guiskard selber, um mit seinem bloßen An[blick] Befürchtungen des Volkes wegzutreiben. Lachend [...] das Gerücht, er sei angesteckt, Lügen; in Stambul er[...] er halten. Dann hört er gnädig die Bitte des Volke[s] muß sich aber, während ein Greis zu ihm spricht, se[...] um die andringende Schwäche zu verbergen; mit der B[...]

des Greises: „Führ uns zurück, zurück ins Vaterland!“ schließt das Fragment.

Auf diesen ersten Auftritten liegt's wie dunkle Gewitterwolken. Wie in der „Familie Schroffenstein“ von vornherein das entsetzliche Rachegelübde die ganze Tragik der Ereignisse ahnen läßt, so weckt das Unglück über dem Normannenheer, die fürchterliche Pest, das unbestimmte Gefühl der Erwartung von kommendem Unheil und furchtbaren Konflikten. Kleist ist Meister der Charakteristik, Zeichner der Individualitäten. Obschon die Personen eben einmal vor das Auge des Zuschauers treten, steht doch jede einzelne scharf, bestimmt da, in hellem Lichte. Bis in Einzelheiten hinein wird ihre Individualität gekennzeichnet.

Mit ehrfürchtiger Scheu und mit Bewunderung muß es uns erfüllen, wenn wir sehen, wie das Mißlingen seines Planes den Dichter an den Rand des Todes brachte. Er nahm seine Kunst heilig und ernst; sie war ihm keine Freundin, die er zur Erholung einlud. Sie war ihm das Ziel, die Lebensaufgabe, für die er alle seine Kräfte einsetzte.

Als Kleist die Rückreise nach Deutschland antrat, kam er nicht bis Potsdam, wohin sein Paß lautete. In Mainz warf ihn die Krankheit, die auf die großen seelischen Erschütterungen fast mit Notwendigkeit folgen mußte, auf das Krankenlager. Lange fesselte sie ihn an die Rheingegend; der Arzt und Schriftsteller Freiherr v. Wedekind hielt ihn in seinem Hause, und nur langsam wich die Krankheit seiner Kunst. Vollständige Kräftigung suchte der Wiedergenesende bei einem Pfarrer in der Nähe von Wiesbaden; des Pfarrers Tochter liebte den stillen, bleichen Dichter. Schlimm genug mag es in seinem finsteren Geiste ausgesehen haben; denn wir lesen, daß er sich in Koblenz bei einem Tischler habe verdingen wollen.

Bei den Freunden in Preußen blieb Kleist seit der Pariser Reise verschollen. Wenn sie auch erfahren haben, daß er nach der Heimat zurück sei, sie wissen seinen genauen Aufenthalt

finden könne: da kommt Rupert. Er sieht Jeronimus und erblaßt; dem folgenden Diener Santing giebt er geheimen Befehl. Die nun folgende Scene ist meisterhaft. Mit kaltem Hohn hört er Jeronimus an, mit kaltem Hohn giebt er zu dem Plane, sich mit Sylvester auszusöhnen, sein Ja, wenn Jeronimus Sylvester noch einmal zu sehen bekäme, und kalt, grausam bleibt er im Zimmer stehen, indes unten vom Schloßhofe die Keulenschläge derer herauftönen, die Jeronimus töten. Ein Wort kostete es ihn, Jeronimus zu retten, und Eustache am Fenster bittet ihn beweglich und flehentlich darum; aber er spricht es nicht.

Wenigstens nach außen hin suchen in der ersten Scene des vierten Aufzugs Rupert und Eustache den Mord an Jeronimus auf andere Schultern zu wälzen. Santing muß in den Turm; freilich soll ihm dafür „später das schöne Gebirgslehen“ nicht entgehen. Wer zuerst den Ritter getroffen, dessen Haupt sei dem Schwerte verfallen. Doch da zeigt sich der Fluch der bösen That: eine Kammerzofe und noch zwei andere haben gehört, wie Rupert Santing direkten Befehl gegeben. In ihrer Sorge zur friedlichen Beilegung des unheilvollen Krieges bekennt Eustache, daß Ottokar und Agnes sich lieben, daß sie sich im Gebirge treffen. Das ist dem ganz entmenschten Rupert „ein Umstand von Bedeutung“, daß er sich nämlich der Tochter seines Todfeindes bemächtigen könne. — Nach Warwand ist inzwischen die Nachricht von Jeronimus' Ermordung hingedrungen, und Sylvester beschließt, noch in der Nacht Rossitz zu überfallen.

Ottokar tritt bei seinen Nachforschungen in dem Dorfe, bei dem Peter tot aufgefunden wurde, in eine Bauernhütte ein, wo ein Mädchen, Barnabe, einen Kindesfinger kocht, der nach der abergläubischen Meinung der Leute „die drei Wünsche“ erfüllbar machen konnte. Die Vermutung Ottokars wird zur Gewißheit: Peter ist ertrunken und die abergläubische Mutter Ursel hat den Finger abgeschnitten. Dem Jüngling enthüllt sich die Lösung des schrecklichen Streites;

aber vielleicht kommt diese Lösung zu spät. Er läßt durch Barnabe Agnes in die bekannte Höhle bestellen. — Rupert und Santing streifen durchs Gebirge; Ottokar ist entschlossen, seinem Vater des Rätsels Lösung zu bringen. Dieser jedoch hat Befehl gegeben, Ottokar ins Gefängnis zu setzen, weil er von dem Hitzkopf Störung seiner Pläne befürchtete. Schon eingekerkert, entdeckt ihm die Mutter den schwarzen Plan des Vaters; der kühne Jüngling springt aus dem fünfzig Fuß hohen Turmfenster, mit dem Ausruf: „Das Leben ist viel wert, wenn man's verachtet! Ich brauch's!“ — So hatte ja auch Kleist früher gesagt.

Nun beginnt der letzte Akt mit der seltsam schönen, hinreißend poetischen Scene, in der die Liebenden in der Höhle die Kleider wechseln. Die Freuden der Brautnacht schildert der todesfrohe, opfermutige Jüngling mit brennenden Farben; dabei steht Barnabe am Eingange der Höhle und hält Wache. Als die Verfolger kommen, trägt Agnes Ottokars Mantel und Helm; sie geht ruhig aus der Höhle, während der mordlustige Rupert seinem eigenen Sohne, den er im Frauenkleid und Hut für Agnes hält, das Schwert in den Busen stößt.

An der Höhle vorbei zieht in gespenstischem Zuge der Troß der Reisigen aus Warwand; Rupert und Santing eilen, auf ihr Schloß zu kommen. Vor dem Zuge der Ritter suchen Agnes und Barnabe Schutz in der Höhle. Verzweifelnd findet dort Agnes den ermordeten Geliebten. Sylvester tritt in die Höhle mit einem seiner Reisigen. Am Boden liegt Ottokar in Agnes Kleidung; dabei eine Gestalt mit Helm und Mantel: das ist Ottokar, der Agnes getötet — der zornige Vater erschlägt seine eigene Tochter. Und nun erscheint das ganze Personal des Dramas in der Höhle: Rupert und Santing werden von Rittern Sylvesters gefangen hereingeführt; Gertrude und Eustache haben den Tod ihrer Kinder vernommen und fliegen zu den Leichen; Johann, der wahnsinnig geworden, führt den blinden Großvater herbei,

der die Verwechslung der Leichname sonderbarer Weise zuerst entdeckt. Und indem nun den beiden Vätern plötzlich zum schrecklichen Bewußtsein kommt, daß sie ihre eigenen Kinder erschlagen, tritt auf einmal die alte Ursel herein, wirft einen Kindesfinger mitten auf die Bühne und verschwindet! Sie wird aber wieder herbeigeführt, und klärt das ganze unselige Mißverständnis auf; darauf versöhnen sich die Männer, umarmen sich die Weiber .... und der wahnsinnige Johann erhält in diesem tollen Schlusse das letzte Wort: „Geh, alte Hexe, geh, du spielst gut aus der Tasche. Ich bin zufrieden mit dem Kunststück. Geh!“

Mit dem Schluß kann nun keiner zufrieden sein, als eben höchstens der wahnsinnige Johann. Gleichsam wie Heine oft die schönsten Gefühle mit einer platten Ironie hinweggrinsen konnte, so scheint den Dichter mehr die Sucht, originell und auffallend zu sein, angetrieben zu haben, diesen Harlekinssprung hinter die Coulissen zu machen. Das Künstlerische, das ästhetische Rechtsgefühl hat ihn nicht geleitet. Man darf es dem jungen, erfolgbedürftigen Poeten nicht anrechnen.

Entworfen und abgefaßt zu einer Zeit, da der Dichter seinem höchsten Ideale nachstrebte, verrät dieses Erstlingswerk trotz mancher offenbaren Mängel der Anfängerschaft den zukünftigen echten Dramatiker. Wenn Kleist gelegentlich schreibt: „es ist eine elende Scharteke,“ so mag er selbst nicht recht daran geglaubt haben. Denn bei allen Wunderlichkeiten und teilweisen Härten ist es ein achtenswertes Drama; reich an prächtig gelungenen Scenen und treffend in der Charakteristik seiner Personen, schon um seiner Idee willen interessant.

Wir versagen es uns, weiter analysierend und erläuternd auf die „Familie Schroffenstein“ einzugehen, wir unterlassen es, Ähnlichkeiten bei andern Dramatikern anzuführen, weil solche Vergleiche immer, wenn sie, wie bei Kleist, einer echten Dichternatur gegenüber gemacht werden, hinken. Nur er-

wähnen wir noch, daß die Bilderübungen gute Früchte getragen haben, daß wir hier in Dialog und Charakteristik bereits sämtliche Kunstgriffe Kleists finden können, und daß unser Drama freudige Begrüßung und Bewunderung auf der einen, Abscheu und Widerwillen auf der andern Seite hervorrief.

Zuerst erschien „Die Familie Schroffenstein“ anonym bei Heinrich Geßner in Bern und Zürich. In Kotzebues Organ, dem „Freimütigen“, fand das Drama, wie man kaum hätte vermuten sollen, eine glänzende Besprechung. Man kann sich auch kaum einen größeren Gegensatz denken als den zwischen einem Kotzebueschen Lust- oder Rührspiel und dem kraftstrotzenden Kleistschen Trauerspiel! Kotzebue spielte den unbekannten Dichter in seiner litterarischen Fehde gegen Goethe aus; Kleist war offenbar erfreut über die Anerkennung im „Freimütigen“; er schreibt an Ulrike: „Lest doch einmal im 34. oder 36. Blatt des „Freimütigen“ den Aufsatz: Erscheinung eines neuen Dichters, und ich schwöre euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß als der alberne Kauz, der Kotzebue. Frage aber mit Behutsamkeit nach diesem Blatt, damit der litterarische Spürhund, der Merkel, nicht rieche, wer der neue Dichter sei. Es darf überhaupt niemand, als etwa meine allernächsten Verwandten erfahren, und unter diesen auch nur die verschwiegeneren.

Auch thut mir den Gefallen, und leset das Buch nicht. Ich bitte euch darum. Es ist eine elende Scharteke. Kurz, thut es nicht. Hört ihr?“

Die Todessehnsucht des Dichters schien sich in That umsetzen zu wollen: im Juni erkrankte er auf seiner idyllischen Insel. Jedenfalls hatte ihn sein übermäßiges Arbeiten, sein Ringen und Suchen nach dem höchsten Ziel derart angegriffen, daß sein Körper zuletzt den seelischen Kraftanstrengungen unterlag. Er mußte aus der friedlichen Einsamkeit nach Bern gebracht werden. Hier, im Hause des Doktor Wyttenbach, eines Freundes von Zschokke, lag er zwei Monate zum

Tode krank. Kaum genesen, sehnte er sich fort aus der „freien Schweiz“, die seinem Bilde von Freiheit und Toleranz gar nicht entsprochen hatte. An seinen Onkel v. Pannwitz schreibt er diesmal, um die geliebte Schwester nicht zu erschrecken: „Mein lieber Pannwitz, ich liege seit zwei Monaten krank in Bern und bin um siebzig französische Louisdor gekommen, darunter dreißig, die ich durch meine eigene Arbeit verdient hatte. Ich bitte Gott um den Tod und dich um Geld, das du auf meinen Hausanteil erheben magst. Ich kann und mag nichts schreiben als dies Allernotwendigste. Schicke zur Sicherheit das Geld an den Doktor und Apotheker Wyttenbach, meinen Arzt, einen ehrlichen Menschen, der es euch auch zurückschicken wird, wenn ich es nicht mehr brauche. Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl.“ — Ulrike vernahm es doch, und auf die Kunde davon eilte die treue Schwester sogleich ans Krankenlager ihres Bruders. Sie brachte ihn nach Deutschland zurück, und mag ihm wohl herzlich zugeredet haben, wieder mit in das trauliche Familienheim nach Frankfurt zurückzukehren; doch war er dazu aus früher angegebenen Gründen nicht zu bewegen. Ehe er etwas Großes Bahnbrechendes geleistet, ehe er nicht dem Weimarer Olympier den „Kranz von der Stirne“ gerissen, eher sollten ihn die Seinigen nicht mehr sehen.

Dann trieb's ihn auch, die gewaltigen Dioskuren von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Demnach reiste er zuerst nach Weimar. **Wieland** wurde aufgesucht, dem er durch den Verkehr mit seinem Sohne bekannt war. In Jena nahm ihn **Schiller** freundlich auf; in Weimar fühlte **Goethe** sich nicht sehr von ihm angezogen, war aber zu sehr Weltmann und zuvorkommender Höfling, um es ihm gegenüber merken zu lassen. Erst nach Jahren lesen wir sein Urteil, daß er in Kleist sogleich die ihm nun widerwärtige Werther-Krankheit entdeckt hätte.

In Weimar mietete sich Kleist ein Quartier, das ihm aber bald unangenehm wurde, so wenig entsprach es seine

scheidenen Bedürfnissen. Wieland hatte in Osmannstädt,
drei Stunden von Weimar, ein hübsches Landgut. Der
jüngere Wieland, der schon vor Kleist die Schweiz hatte ver-
lassen müssen, führte den Dichter zu Hause ein. Der alte
Wieland brachte ihm ein offenes, gewinnendes Wesen ent-
gegen. „Selbst zurückhaltender hingegen war Kleist" schreibt
Wieland, „und etwas Rätselhaftes, Geheimnisvolles, das
tiefer in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affektation
halten könnte, hielt mich in den zwei ersten Monaten un-
serer Bekanntschaft in einer Entfernung, die mir penibel war,
und vermutlich alles nähere Verhältnis zwischen uns abge-
schnitten hätte, wenn ich nicht durch meinen Sohn erfahren
hätte, daß Kleist sich in seinem Quartier zu Weimar so schlecht
befinde, daß er eine Einladung, die übrige Zeit, die er sich
noch in unserer Gegend aufzuhalten gedächte, bei mir in
Osmannstädt zu wohnen, mit Dank annehmen würde." Kleist
wohnte vom Januar 1803 an neun bis zehn Wochen in
Osmannstädt, und vielleicht hätte ihn Gott Amor wieder ge-
fesselt, wenn er in seiner weltabgekehrten Stimmung mit
dem höchsten Ziele ringend, nur Augen für die Wirklichkeit
gehabt hätte. Wielands hübsche Tochter sah den stillen, träu-
merischen Dichter gern, und auch der Alte besaß eine solche
Zuneigung zu Kleist, daß er ihm gern seine Tochter gegeben
hätte. Wieland fiel eine sonderbare Zerstreutheit der Ge-
danken bei Kleist auf, die auf Augenblicke wieder der sprühend-
en Lebhaftigkeit Platz machte. Der Verschlossene erklärte
endlich, daß er in solchen Augenblicken mit seinem Drama
beschäftigt sei. Nachdem ihn Wieland durch anteilnehmen-
des Zureden vertraut gemacht hatte, brachte er ihn endlich
dahin, daß Kleist an einem Nachmittage einige Scenen aus
dem „Robert Guiskard" nach dem Gedächtnisse recitierte, über
deren Schönheit und dramatische Kraft der jugendfrische, alte
Wieland in helle Begeisterung geriet. Aber er vermochte es
nicht, den ringenden Dichter zu bewegen, das Werk wenigstens
einmal ganz niederzuschreiben, es komme wie es wolle.

es fort in klagenden Schmerzenslauten, bis er resigniert hinsinkend zu dem Schlusse kommt: „Ich kann nicht mehr.“

Weiter ging die Reise; nirgends Ruhe, und um die Mitte des Oktober finden wir Kleist und Pfuel in Paris. Den Verzweifelnden reizte die ganze Welt; sein eigenes Ich war ihm am meisten verhaßt, und selbst den treuen Freund verkannte sein todkrankes Gemüt. Pfuel, eine energische Natur, wies den Ungerechten ernstlich zurecht. Das war für Kleist zu viel. Nun hatte er nach seiner Meinung auch das letzte, den Freund, verloren. Gegen sich selbst wütend, verbrannte er alle Papiere und eilte aus Paris, fest entschlossen den Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen. Von St. Omer aus richtet er den letzten Brief an die Schwester, und dieser Brief ist es wert, ganz mitgeteilt zu werden: „Mein teure Ulrike. Was ich dir schreiben werde, kann dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt; und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin auf seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser aller Verderben lauert über dem Meer, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O du Geliebte, du wirst mein letzter Gedanke sein.“

Als Kleist so eilig aus Paris geflohen, geriet Pfuel um den Freund in die größte Sorge. Er kannte Kleist; am nächsten Morgen suchte er nach ihm in der Morgue — zum Glück erfolglos. Denn Kleist hatte ja den anderen Plan den „Tod der Schlachten“ zu sterben, wie er seiner geliebten

denen ich es mitteile. O Jesus, wenn ich es doch vollenden könnte!" — Dagegen diktierte er Pfuel die drei ersten Scenen des „Zerbrochenen Kruges", als dieser im Scherz sein komisches Talent angezweifelt hatte.

Diesmal ist es der treue Freund, der ihm den Vorschlag macht, eine größere Reise zu unternehmen, von der er Zerstreuung für den arg Zerfahrenen erhoffte. Auf seine Bitte erscheint die allzeit bereitwillige Ulrike in Dresden und hilft ihm mit Trost und Geld. Dann geht die Reise, meist in Fußtouren, nach der Schweiz und nach Oberitalien, wo sie den Verlobten Henriettens, den Maler Lohse, aufzusuchen versprochen hatten. Peinlich mag es den an seiner Kraft verzweifelnden Kleist berührt haben, als er am Abend vor seiner Abreise einen Brief Wielands bekam, in dem dieser ihn auffordert, den „Guiskard" zu vollenden, und „wenn der ganze Kaukasus auf ihn drücke". — In Varese bei Como trafen die beiden Freunde Lohse, und blieben eine Zeitlang bei ihm.

Zurück reisen sie dann über Bern und Thun nach Genf, wo der Dichter beschließt, daß hinfort kein Versuch mehr an seinem Schmerzenskinde „Guiskard" gewagt werde. „Der Himmel weiß, meine teuerste Ulrike," schreibt er von hier unter dem 5. Oktober, „(und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist) wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der anfangen könnte: ‚Mein Gedicht ist fertig.' — Und so sei es denn genug. — Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist."

Das ist auch der Grund, warum er nicht nach Hause zurückkehren kann. Ihn „entsetzt die Vorstellung", unter seine Bekannten und Verwandten zu treten, mit einem — Nichts. Denn die „Familie Schroffenstein" war ihm nichts. „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder keins." Und so geht

es fort in klagenden Schmerzenslauten, bis er resign
hinsinkend zu dem Schlusse kommt: „Ich kann nicht me

Weiter ging die Reise; nirgends Ruhe, und um
Mitte des Oktober finden wir Kleist und Pfuel in Pa
Den Verzweifelnden reizte die ganze Welt; sein eigenes
war ihm am meisten verhaßt, und selbst den treuen Fre
verkannte sein todkrankes Gemüt. Pfuel, eine energische
tur, wies den Ungerechten ernstlich zurecht. Das war
Kleist zu viel. Nun hatte er nach seiner Meinung auch
letzte, den Freund, verloren. Gegen sich selbst wütend,
brannte er alle Papiere und eilte aus Paris, fest entschlo
den Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen. Von St. O
aus richtet er den letzten Brief an die Schwester, und d
Brief ist es wert, ganz mitgeteilt zu werden: „Mi
teure Ulrike. Was ich dir schreiben werde, kann dir viell
das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es
bringen. Ich habe in Paris mein Werk, soweit es f
war, durchlesen, verworfen und verbrannt; und nun is
aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte
Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges K
alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freundschaft
würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch
leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhal
ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich
die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin auf seine N
küste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehm
das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser
Verderben lauert über dem Meer, ich frohlocke bei der A
sicht auf das unendlich prächtige Grab. O du Geliebte
wirst mein letzter Gedanke sein."

Als Kleist so eilig aus Paris geflohen, geriet Pfuel
den Freund in die größte Sorge. Er kannte Kleist;
nächsten Morgen suchte er nach ihm in der Morgue —
Glück erfolglos. Denn Kleist hatte ja den anderen P
den „Tod der Schlachten" zu sterben, wie er seiner gelie

Schwester schreibt. Doch zum schlimmsten kam es noch nicht. Zwar schwebte er in großer Gefahr: Ohne Paß, wie er war, hätte ihn leicht das Wirrsal jener Tage zum Spion stempeln und in kürzester Zeit ins Jenseits befördern können. Ein befreundeter Offizier rettete ihn aus dieser drohenden Gefahr, indem er ihn als seinen Diener mit sich nahm. Dann riet er Kleist, sich bei dem preußischen Gesandten Lucchesini in Paris einen Paß zu besorgen. Das Schreiben, welches Kleist dieserhalb an den Gesandten richtete, schien diesem indes so verworren, daß er denken mochte, ein solcher Mann gehöre am ehesten in die treue Pflege seiner Familie in der Heimat, und so stellte er ihm einen Paß aus, der direkt nach Potsdam lautete. Ohnehin war Kleists Widerstandskraft gebrochen, und so trat er die Reise nach Deutschland an.

Was ihn geistig gebrochen, was ihn mit aller Kraft den Tod herbeisehnen hieß, war der entschwundene „Robert Guiskard.“ Er ist niemals vollendet worden, und das Bruchstück, welches den gesamten Werken beigegeben ist, war zuerst im April- und Maiheft des „Phöbus“, welchen Kleist im Jahre 1808 mit A. Müller herausgab, erschienen. Glücklicherweise ist dieses Fragment erhalten geblieben, und es ist uns so möglich, wenigstens einen Blick in das Lebenswerk unseres Dichters zu werfen. Den Stoff fand Kleist vermutlich in einer Nummer der „Horen“ vom Jahre 1797. Die erhaltenen Scenen des ersten Aktes lassen indessen auf den ganzen Inhalt des Dramas höchstens einige unsichere Schlüsse zu. Jedenfalls hatte Kleist nach seiner Art den vollständigen Plan des Werkes im Kopfe; das bezeugt auch Wieland. Daß die Kraft an dem Werke erlahmte, kann nur durch die Form bedingt sein. Denn das hatte sich Kleist zum Ziele gesetzt: Antikes und Modernes, Sophokles und Shakespeare in einem Kunstwerk zu vereinigen; die Einseitigkeiten beider Richtungen in durchdringender Harmonie zu versöhnen. Wieland urteilt über die gehörten Scenen: „Wenn

die Geister des Äschylos, Sophokles und Shakesp
vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, so würde sie d
was Kleists ‚Tod Guiskards des Normannen', so
Ganze demjenigen entspräche, was er mich dama
ließ. Von diesem Augenblick war es bei mir ent
Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer
tischen Litteratur auszufüllen, die, nach meiner M
wenigstens, selbst von Goethe und Schiller noch ni
gefüllt worden ist." Die „Lücke ausfüllen" hieß e
gegenseitig sich ausschließenden Dramengattungen
Neuschöpfung vereinigen; das war es, was Kleist i

Eine kurze Inhaltsangabe der erhaltenen Scenen
gegeben: Die Normannen liegen vor Konstantinop
Pest wütet im Lager. Vor dem Zelte Guiskards
Volk versammelt, den Führer um den Rückzug zu
Zaghaft tritt auch das Gerücht auf, den gewaltige
kard habe die Seuche getroffen, und Helenas, der
Guiskards, Anstrengungen, das Volk vom Zelte
fernen, verstärken den Verdacht noch mehr. Ja e
manne will in der Nacht gesehen haben, wie man
nisvollerweise den Leibarzt in des Fürsten Zelt gebra
Da treten aus dem Zelte Robert, der Sohn Guiska
Abälard, der selbst Anrecht auf den Thron hat, i
Guiskard nur Vormund ist. Letzterer sucht die St
des Volkes zu seinem Vorteil zu benützen, und
Robert streng und herrisch zum Volke spricht, ist e
lassend und verrät, daß die Pest wirklich den groß
herrn heimgesucht. Über dieses zweideutige Benel
Robert aufgebracht; er geht ins Zelt und nun ersch
gewaltige Guiskard selber, um mit seinem bloßen Ar
Befürchtungen des Volkes wegzutreiben. Lachend
das Gerücht, er sei angesteckt, Lügen; in Stambul e
er halten. Dann hört er gnädig die Bitte des Vo
muß sich aber, während ein Greis zu ihm spricht
um die andringende Schwäche zu verbergen; mit d

des Greises: „Führ uns zurück, zurück ins Vaterland!" schließt das Fragment.

Auf diesen ersten Auftritten liegt's wie dunkle Gewitterwolken. Wie in der „Familie Schroffenstein" von vornherein das entsetzliche Rachegelübde die ganze Tragik der Ereignisse ahnen läßt, so weckt das Unglück über dem Normannenheer, die fürchterliche Pest, das unbestimmte Gefühl der Erwartung von kommendem Unheil und furchtbaren Konflikten. Kleist ist Meister der Charakteristik, Zeichner der Individualitäten. Obschon die Personen eben einmal vor das Auge des Zuschauers treten, steht doch jede einzelne scharf, bestimmt da, in hellem Lichte. Bis in Einzelheiten hinein wird ihre Individualität gekennzeichnet.

Mit ehrfürchtiger Scheu und mit Bewunderung muß es uns erfüllen, wenn wir sehen, wie das Mißlingen seines Planes den Dichter an den Rand des Todes brachte. Er nahm seine Kunst heilig und ernst; sie war ihm keine Freundin, die er zur Erholung einlud. Sie war ihm das Ziel, die Lebensaufgabe, für die er alle seine Kräfte einsetzte.

Als Kleist die Rückreise nach Deutschland antrat, kam er nicht bis Potsdam, wohin sein Paß lautete. In Mainz warf ihn die Krankheit, die auf die großen seelischen Erschütterungen fast mit Notwendigkeit folgen mußte, auf das Krankenlager. Lange fesselte sie ihn an die Rheingegend; der Arzt und Schriftsteller Freiherr v. Wedekind hielt ihn in seinem Hause, und nur langsam wich die Krankheit seiner Kunst. Vollständige Kräftigung suchte der Wiedergenesende bei einem Pfarrer in der Nähe von Wiesbaden; des Pfarrers Tochter liebte den stillen, bleichen Dichter. Schlimm genug mag es in seinem finsteren Geiste ausgesehen haben; denn wir lesen, daß er sich in Koblenz bei einem Tischler habe verdingen wollen.

Bei den Freunden in Preußen blieb Kleist seit der Pariser Reise verschollen. Wenn sie auch erfahren haben, daß er nach der Heimat zurück sei, sie wissen seinen genauen Aufenthalt

hatte. Die Charakteristik der Personen tritt nicht so klar hervor wie in der vorigen Erzählung; die Gestalten verblassen vor dem gewaltig schaurigen Hintergrunde. Mit Recht urteilt Wilbrandt, daß die Erzählung sich mit nichts anderem in der deutschen Litteratur vergleichen lasse, und daß sie in ihrer poetischen Gewalt selbst dem romantischen Meister der Prosa, Cervantes gegenüber, unvergleichlich sei.

Die beiden Erzählungen zeigen bereits alle Eigenheiten und Vorzüge der Kleistschen Prosa. Wenn er auch in gewissem Sinne seine Briefe als Kunstwerke betrachtete, den Novellen merkt man es an, wie sie mit liebevoller Hand geschrieben, verbessert, gefeilt sind, bis ins kleinste hinein, bis alles sich abrundete zu jenem großen, dichterischen Gemälde, an dem sich heute unser Herz erfreut. Seltsame Partizipialkonstruktionen, eingeschobene Sätze, schmückende Beiwörter, eine den Vortrag bis ins feinste berechnende Interpunktion, alles das ist herangezogen worden, den großen Zweck zu erreichen.

Wie fruchtbar jenes einsame Arbeiten war, als Kleist auch „im Kreis lieblicher Freunde“ sich allein fühlte, geht daraus hervor, daß er außer einem gelungenen Übersetzungsstück und zwei Meisternovellen der deutschen Litteratur den besten Einakter schenkte, den sie besitzt, den „Zerbrochenen Krug“. Wir wissen, woher er die Anregung erhielt: Wieland und Zschokke verabredeten mit ihm einen poetischen Wettstreit über die Scene des Bildes „Le Juge ou la cruche cassée“; und zwar sollte Kleist ein Lustspiel schreiben. In der Handschrift des „Zerbrochenen Kruges“ auf der Königlichen Bibliothek in Berlin befindet sich eine 1811 hinzugeschriebene, ungedruckte Vorrede Kleists, die es unzweifelhaft macht, daß er auf diese Art den ersten Gedanken gefaßt. Er beschreibt in der Vorrede „das in der Schweiz vor mehreren Jahren“ gesehene Bild. In Dresden diktierte er Pfuel die drei ersten Scenen, welche die Situation eröffnen und alles Kommende klar durchscheinen lassen; in Königsberg griff er den alten Stoff auf

Quelle seines Unglücks an; dennoch unterwirft sich der Bruder ihren Anordnungen.

Ein zweites und drittes Gesuch an den König hatte endlich Erfolg. Köckeritz verkündet ihm „mit einer großen Ermahnung, die Gnade des Königs nicht zum drittenmal aufs Spiel zu setzen“, daß er nun bald angestellt werde. Dreihundert Reichsthaler, glaubt Kleist, werde seine Besoldung eintragen, und damit auszukommen ist eine „Kunst, und man kann ihre Ausübung von einem Menschen, der dazu einmal nicht taugt, kaum verlangen, so wenig als das Seiltanzen oder irgend eine andere Kunst“; darum meint er, wäre es besser, Ulrike ziehe zu ihm nach Berlin und führe ihm den Haushalt. Dieses Zusammenleben, von dem er sich viel versprach, schien indes nicht nach dem Geschmacke der Schwester; denn vorläufig ward daraus nichts.

Gualtieri reiste allein nach Spanien ab; Kleist fand in Berlin neue Freunde. Varnhagen, Chamisso, Fouqué sah er und verkehrte mit ihnen als ein „anteilvoll Strebender“; sorgfältig aber verhehlte er, daß er selbst schon dichterisch thätig gewesen und schon ein Drama von ihm in Druck erschienen sei. Jedenfalls arbeitete er sich in Berlin für sein zukünftiges Amt durch fleißige Studien ein. Meistens ging er verschlossen für sich und allein; daher rührte auch seine unglückliche Stimmung. „Ich leide aber doch wirklich erstaunlich,“ schreibt er an Ulrike.

Bald aber änderte sich sein Schicksal. Andere Gegend und andere Menschen bekam er zu sehen: als Diätar ward er an der Domänenkammer in Königsberg angestellt. Und hier traf er gleich einen seiner Freunde wieder, Pfuel, diesen „vortrefflichen Jungen“. Ulrike begleitete ihn nach seinem neuen Heim und blieb vorläufig bei ihm; sie wollte ihn jedenfalls mehr überwachen als jenes einige, glückliche Zusammensein zu bewirken, von dem der Bruder gesprochen.

Aber noch andere sollte Kleist in Königsberg treffen: seine ehemalige Braut Wilhelmine und deren Schwester Louise.

Wilhelmine hieß jetzt Frau Krug, und war G
fessors der Logik und Metaphysik Krug, des N
Kant auf dem Lehrstuhle in Königsberg. In
schaft trafen sie sich; Kleist, anfangs unangene
tanzte nachher mit der „goldenen Schwester"
sie stellte ihn dem Schwager vor, und dieser w
würdig, ihn zum Besuche einzuladen. So wu
genehmer, gern gesehener Gast in dem Krugsch
zwar die alte Lebhaftigkeit der Frankfurter T
hatte; wie ehemals aber las er den Damen G
fand sich als Menschen wieder, dem er in s
den Beamten voranstellen mußte.

Im Amte fühlte er, der die Freiheit üb
sich nicht sehr glücklich. Zu Hause merkte er
Aufsicht der Schwester, daß er keine „Verse
doch triebs ihn mit allen Fibern dazu, war d
kunst seine Lebensbedingung. Wenn er auch
Verkehr der hohen Beamtenwelt, im Hause d
von Auerswald oder mit dem späteren Minist
stein Erholung und Zerstreuung suchte, es
vergessen, was er mit ganzer Seele wollte, und
dazu angethan, seine im ganzen trübselige S
zuheitern.

Verse durfte er nicht machen; in Prosa zu
ihm jedoch nicht verwehrt. So finden wir de
Zeit einen Aufsatz von ihm, gerichtet an
Rühle: „Über die allmähliche Verfertigung der
Reden". Darin entwickelt er die Ansicht:
Appetit über dem Essen kommt, so fixiert sic
beim Reden. Also nicht das still grübelnde
zeugt neue Gedanken, sondern das Reden,
andern. Es läßt sich aus diesem Aufsatz, des
kleistisch-absonderlich ist, mit Bestimmtheit erk
gefangene Leu seine selbstgeschaffene Fessel zerspr
Dichter spricht aus jedem Satze in originell

Bildern. Zugleich sehen wir, welche Studien Kleist jetzt treibt: Naturwissenschaften und Mathematik, Geschichte und Strategik müssen die Vergleiche hergeben.

Kleists Laune scheint in der Zeit nicht gerade die beste gewesen zu sein, auch der Schwester gegenüber. Es ist ja keine auffallende, vereinzelte Erscheinung, daß Personen, welche brieflich in schönster Eintracht verkehrten, in persönlichem Austausch zu großen Meinungsverschiedenheiten und dadurch in Unfrieden kommen; hier aber trat auch noch etwas anderes hinzu. So lange Ulrike bei Kleist blieb, mußte dieser seinem Versprechen getreu bleiben; jedenfalls war es jedoch sein fester Entschluß, gleich der Poesie sich wieder zu widmen, sobald sie fort sei. Um seinen mürrischen Launen und den peinlichen Auftritten, die hin und wieder vorkamen, zu entgehen, verließ ihn Ulrike zu Ende des Jahres 1805 und gab den Bruder gleichsam frei.

Zum erstenmal hören wir gegen Ende des Jahres 1805 Kleist auch als Politiker. Bisher schienen die großen Vorgänge in der politischen Welt ziemlich eindruckslos an ihm vorübergegangen. Sie waren wohl als interessante Thatsachen von ihm entgegengenommen worden, aber auf sein Schaffen, auf die Sprache und selbst auf den Inhalt seiner Briefe hatten sie nie irgend welchen Einfluß ausgeübt. Diese politische Gleichgültigkeit teilte unser Dichter mit der ganzen litterarischen Jugend jener Tage, der ein „schönes Gedicht oder eine neue Idee mehr wert schien als das ganze Vaterland.“ Jetzt, im Dezember 1805, schreibt Kleist einen Brief an Rühle. Der Durchzug der Franzosen durch das Fränkische, so recht vom Usurpator zu feindseliger Stimmung provoziert, empörte ihn wie alle edlen Geister der Nation; die Niederlage Österreichs begann er als schimpflich und erniedrigend für das ganze Deutschtum zu empfinden. „Man kann kaum auf viel mehr rechnen als einen schönen Untergang.“ Sein Blick ist gleich dem eines Propheten hellsehend in die Zukunft gerichtet; scharf tadelt er die Saumseligkeit Preußens.

Wenn man den Sprung bedenkt aus der finsi
der „Familie Schroffenstein", oder aus den ide
Höhen des „Amphitryon" in das lichtheitre, bel
mütige Lustspiel „Der zerbrochene Krug", so da
den Dichter nennen, der die Höhen und Tiefen
heit umfaßt und zur Darstellung bringt, und n
so verschiedenen Lebenskreise in gleicher Meistersch
Augen zu führen vermag, dann muß man sei
die höchste Bewunderung zollen. —

Im Anfang des Jahres 1806 hatte Kleist
lichen Laufbahn entsagt. Der Geheime Oberfin
stein erteilte dem Dichter Urlaub „um", wie e
„mich sanfter aus der Affaire zu ziehen". Je
die Kunst, von der er nicht hatte begreifen kön
ihre Kinder der rohen Menge zeigen mochte, zur
geworden. Seine dramatischen Arbeiten sollen i
Lebensunterhalt erwerben; denn, hofft er, „in
Monaten kann ich immer ein solches Stück sc
bringe ich es nur auf vierzig Louisdor, so kan
leben. Auch muß ich mich im Mechanischen v
Übung zunehmen und in kurzer Zeit besseres lie
Trotz dieser optimistischen Anwandlung war de
Innern verbittert. Die Lieblingsidee der frein
zung dieses irdischen Jammerlebens tritt wied
Briefen hervor. „Komm, laß uns etwas Gut
dabei sterben!" ruft er seinem Freunde Rühle
der Millionen Tode."

Auch die Meinung von seiner künstlerischen
sunken. „Nun wieder zum Leben!" fährt er in
an den Freund fort, „so lange das dauert, w
Trauerspiele und Lustspiele machen. Ich habe
gestern eins fort geschickt, wovon du die erste
in Dresden gesehen hast. Es ist der zerbrochene
mir dreist, als ein Freund, deine Meinung, und
von meiner Eitelkeit. Meine Vorstellung von m

it ist nur noch der Schatten von jener ehemaligen in Dres-
en. Die Wahrheit ist, daß ich das, was ich mir vorstelle,
hön finde, nicht das, was ich leiste. Wäre ich zu etwas
nderem brauchbar, so würde ich es von Herzen gern er-
reifen. Ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann." —
ergleicht man diese Äußerung und eine andere aus den
riefen jener Zeit, er dichte, damit er nicht verhungere, mit
en himmelstürmenden Plänen früherer Jahre, so muß man
haudern vor diesem traurigen Fall aus solcher Sonnen-
öhe.

Übermäßig angestrengte Gehirnthätigkeit hatte Kleist so
hr angegriffen, daß ihn von neuem eine Krankheit erfaßte.
Wie wir hören, bringt er im Sommer fünf Wochen in
illau zu, um das Bad zu gebrauchen; doch kam er nur
inigemal während dieser Zeit ins Wasser, da er fast be-
ändig ans Bett gefesselt war.

Seine Krankheit war gleichsam ein Bild des nationalen
nglücks: Das Land blutete unter den Geißelhieben der
riegsfurie. Das verhängnisvolle Jahr 1806 war gekom-
en, in dem Preußen sich dem prahlenden Franzosen unter-
erfen mußte, in dem an einem Tage durch die unglückliche
oppelschlacht unter der Wucht der Ereignisse alles in Trüm-
er zu gehen drohte. Hatte Kleist bisher in ruhiger littera-
scher Thätigkeit die Vorgänge draußen mit angesehen, ließen
m seine Ideale nicht recht Anteil an dem nationalen Un-
lücke nehmen, dieser eine Tag brachte ihm zur Besinnung,
aß er ein Vaterland habe. „Wie schrecklich sind diese Zei-
n," schreibt er vom Krankenbette aus seiner Schwester Ulrike,
nd er wünscht sie an sein Lager, damit er wenigstens ihre
and halten könne. Um das Schicksal seiner Freunde, die
der Schlacht mitgefochten, ist er sehr besorgt; denn „wenn
alle denken, wie Rühle und Pfuel, so ergiebt sich keiner."
ann klagt er, daß sein Nervensystem zerrüttet sei, und er
öchte sich gern mit seiner „teuersten Ulrike", die er durch
ine Rückkehr vom „rechten Wege" zur unheilbringenden Dich-

tung arg beleidigt glaubt, wieder aussöhnen;
uns, im Gefühl des allgemeinen Elends an d
vergäßen und verziehen einander und liebten
Trost in der Not, der dem Menschen in so
Augenblicken bleibt."

Schon ein Jahr vorher hatte Kleist das Ung
vorausgesehen. Man hätte damals schon das
vom 14. Oktober 1806 schreiben können. — J
wurde es jetzt lebhafter; denn da Berlin von
besetzt war, kam der ganze Hof nach Königsbe
samen Kranken war es eine Abwechslung; er
Großmütig hat ihm die Schwester alle eigenmäch
vergeben; das freut ihn unendlich; „es liegt e
Lust für mich darin, mir Unrecht von dir verge
schreibt er. „Mit meinem körperlichen Zustand
ob es besser wird, oder ob das Gefühl desselben
ungeheuren Erscheinung des Augenblicks zurückt
mich leichter und angenehmer, als sonst. E
als ob das allgemeine Unglück die Menschen er
sie weiser und wärmer und ihre Ansicht von d
herziger." Das ist ihm besonders an der Köni
geworden, und wir können es uns nicht versag
Kleists über Preußens edelste Königin hierherz
sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter en
hat den ganzen, großen Gegenstand, auf den es
umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit
tigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reite
versammelt alle unsere großen Männer, die d
nachlässigt, und von denen uns doch nur allein
men kann, um sich; ja sie ist es, die das, w
zusammengestürzt ist, hält."

An Rühle berichtet Kleist, daß er ein „Tra
der Feder habe", und seiner Schwester schreibt e
vielleicht den besten Weg eingeschlagen habe, un
lingen werde, ihr Freude zu machen. Das

die „Penthesilea“, die er mitten im Kriegslärm begann und im fremden Lande zum großen Teil ausgeführt hat.

Im Januar 1807 wollte Kleist über Berlin nach Dresden reisen, um dort, wie er hoffte, in anregender künstlerischer Umgebung sein Werk zu vollenden. Aber es kam anders. — Sein Freund Pfuel wanderte mit ihm, zwei Offiziere, Gauvain, Ehrenberg, wollten ebenfalls nach Berlin. Pfuel trennte sich kurz vor Berlin von der Gesellschaft. Die drei aber wurden, kaum in Berlin angekommen, ins französische Gouvernement geführt und verhört, dann als Spione festgehalten. Der General Clarke in Berlin glaubte noch sehr gnädig mit den „Spionen“ umzugehen, wenn er sie nicht nach kriegsrechtlichem Gebrauch sogleich erschießen, sondern bloß nach Frankreich transportieren ließ. Über Mainz, Straßburg, Besançon wurden die drei, die vergeblich ihre Unschuld und Harmlosigkeit zu beweisen versuchten, nach dem festen an der Straße von Neufchatel nach Paris in der Nähe von Pontarlier gelegenen Schlosse Joux gebracht. Gleich nach der Ankunft, am 5. März, schreibt Kleist der Schwester:

„Nichts kann öder sein, als der Anblick dieses, auf einem nackten Felsen liegenden Schlosses, das zu keinem anderen Zweck, als zur Aufbewahrung der Gefangenen, noch unterhalten wird. Wir mußten aussteigen und zu Fuße hinaufgehen; das Wetter war entsetzlich, und der Sturm drohte uns, auf diesem schmalen, eisbedeckten Wege, in den Abgrund hinunter zu wehen. Im Elsaß und auf der Straße weiter hin ging der Frühling schon auf, wir hatten in Besançon schon Rosen gesehen; doch hier, auf diesem Schlosse, an dem nördlichen Abhang des Jura, lag noch drei Fuß hoher Schnee. Man fing damit an, meinen beiden Reisegefährten alles Geld abzunehmen, wobei man mich als Dolmetscher gebrauchte; mir konnte man keins abnehmen, denn ich hatte nichts. Hierauf versicherte man uns, daß wir es recht gut haben würden, und fing damit an, uns, jeden abgesondert, in ein Gewölbe zu führen, das zum Teil in den Felsen gehauen, zum Teil

von großen Quadersteinen aufgeführt, ohne Lich
Luft war. Nichts geht über die Beredsamkeit der
Gauvain kam in das Gefängnis zu sitzen, in welc
saint Louverture gestorben war; unsere Fenste
dreifachen Gittern versehen, und wie viele Thüren
verschlossen wurden, das weiß ich gar nicht; und
diese Behältnisse anständige und erträgliche Wohnu
man uns Essen brachte, war ein Offizier dabei g
kaum daß man uns, aus Furcht vor staatsgefä
schlägen, Messer und Gabel zugestand."

Auf ihre wiederholten Vorstellungen gab ihne
mandant andere Zimmer; auf Ehrenwort erlaub
auf den Wällen spazieren zu gehen. Damit ist
zufrieden; sein Zimmer ist zum Arbeiten beque
„Penthesilea" wird fleißig geschafft. Da eine
schrift der Gefangenen an den Kriegsminister C
wurden sie nach Chalons sur Marne gebracht,
übrigen Kriegsgefangenen befanden, „Mensche
Schmerz und Elend niedergedrückt sind" und au
sellschaft Kleist bald zu kommen strebt. Die tre
ergriff auch hier für ihn die Angelegenheit mit i
schen Hand. „Ich komme nicht, um von Ew. E
Gunst zu erflehen, sondern ich komme, um Ge
fordern," schreibt sie an General Clarke. Ihre
von des Bruders durchaus friedlichen Absichten, d
nis, daß sie diesen Bruder über alles in der We
mag den General bewogen haben, Schritte beim
ster zu thun, daß er dem Gefangenen die frei
gewähren möge, was indes noch mehrere Mon
warten ließ.

Kleist, der von Anfang die ganze Gefanger
die leichte Schulter genommen, beginnt jetzt, un
werden. Er erhält keinen Sold und weiß nicht
leben soll; er muß eines seiner Werke („Amphitr
dem Werte verkaufen und er sehnt sich aus de

ich fort unter Menschen, denen er sich mitteilen kann.
beite," schreibt er an seine Verwandte, Marie von Kleist,
ie sich wohl denken können, jedoch ohne Lust und Liebe
che. Hier in Chalons lebe ich wieder so einsam wie
igsberg. Kaum merke ich, daß ich in einem fremden
in, und oft ist es wie ein Traum, hundert Meilen
zu sein, ohne meine Lage verändert zu haben." In
iger Lage, ist es natürlich, daß er auf den „Refrain
ens", den Tod kommt. „Ach es ist ein ermüdender
, dieses Leben; recht, wie Sie sagten, eine Fatigue."
lich, es war um die Mitte des Juli, wurde Kleist
sen. Nachdem er sich in Berlin dem General Clarke
t hatte, eilte er, die Schwester wiederzusehen, der er
ich die Befreiung aus der Gefangenschaft zu danken
Er traf sie in der Lausitz bei Verwandten. Die fort-
den Zuschüsse, die sie dem Bruder aus ihrer eigenen
gewendet, hatten auch ihr Vermögen ziemlich erschöpft.
ühlte das bitter; und wenn er es ihr gegenüber in
noch nicht erwähnt hat, so lag das daran, daß er
gt war, sie kenne in der Beziehung sein Inneres, und
uch, weil er ja doch nicht abhelfen konnte. Jetzt fand
e Gelegenheit. Die Pension, die er von der Königin
sollte zur größeren Sicherstellung in eine Präbende ver-
: werden. Diese trägt er der Schwester an. Die
tellerei wäre ein weiterer Erwerbzweig und so könnten
e recht wohl zusammen auskommen. Allein die vor-
Schwester ist nach den gemachten Erfahrungen hierzu
ht zu bewegen, und so mußte Kleist sich entschließen,
e nach dem freundlichen Dresden zu ziehen, wo er
von Anfang an seinen Aufenthalt bestimmt hatte.

Freunde, Pfuel und Rühle, fand er in Dresden
Die Zeit seiner Gefangenschaft hatte er nicht müßig
gehen lassen. Die „Penthesilea" war rüstig fortge-
t; hier in Dresden brachte er sie ganz zum Schlusse.
erzählt, daß ihn in Dresden Kleist eines Abends mit

5*

hatte. Die Charakteristik der Personen tritt nicht so klar hervor wie in der vorigen Erzählung; die Gestalten verblassen vor dem gewaltig schaurigen Hintergrunde. Mit Recht urteilt Wilbrandt, daß die Erzählung sich mit nichts anderem in der deutschen Litteratur vergleichen lasse, und daß sie in ihrer poetischen Gewalt selbst dem romantischen Meister der Prosa, Cervantes gegenüber, unvergleichlich sei.

Die beiden Erzählungen zeigen bereits alle Eigenheiten und Vorzüge der Kleistschen Prosa. Wenn er auch in gewissem Sinne seine Briefe als Kunstwerke betrachtete, den Novellen merkt man es an, wie sie mit liebevoller Hand geschrieben, verbessert, gefeilt sind, bis ins kleinste hinein, bis alles sich abrundete zu jenem großen, dichterischen Gemälde, an dem sich heute unser Herz erfreut. Seltsame Partizipialkonstruktionen, eingeschobene Sätze, schmückende Beiwörter, eine den Vortrag bis ins feinste berechnende Interpunktion, alles das ist herangezogen worden, den großen Zweck zu erreichen.

Wie fruchtbar jenes einsame Arbeiten war, als Kleist auch „im Kreis lieblicher Freunde" sich allein fühlte, geht daraus hervor, daß er außer einem gelungenen Übersetzungsstück und zwei Meisternovellen der deutschen Litteratur den besten Einakter schenkte, den sie besitzt, den „Zerbrochenen Krug". Wir wissen, woher er die Anregung erhielt: Wieland und Zschokke verabredeten mit ihm einen poetischen Wettstreit über die Scene des Bildes „Le Juge ou la cruche cassée"; und zwar sollte Kleist ein Lustspiel schreiben. In der Handschrift des „Zerbrochenen Kruges" auf der Königlichen Bibliothek in Berlin befindet sich eine 1811 hinzugeschriebene, ungedruckte Vorrede Kleists, die es unzweifelhaft macht, daß er auf diese Art den ersten Gedanken gefaßt. Er beschreibt in der Vorrede „das in der Schweiz vor mehreren Jahren" gesehene Bild. In Dresden diktierte er Pfuel die drei ersten Scenen, welche die Situation eröffnen und alles Kommende klar durchscheinen lassen; in Königsberg griff er den alten Stoff auf

ollendete ihn. Wir müssen hieraus erkennen, daß Kleist
der Königsberger Zeit auf der Höhe seines dichteri-
schaffens und in der Blütezeit seines Stiles befunden
on der „Krug“ allein würde es bestätigen.
Vorgeschichte, welche moderne Dramatiker so gern im
des Stückes von einer der Personen behaglich er-
lassen, kommt bei Kleist ganz allmählich im Verlaufe
ndlung zum Vorschein, so freilich, daß man gleich im
voraussagen kann, wie es kommen muß. Sie ist
:

frichter Adam ist in die hübsche Eva vergafft, die in-
dem kräftigen, gutmütigen Ruprecht einen eifersüch-
Verlobten hat. Um bei Eva Gehör zu finden, schwin-
der Richter vor, ihr Ruprecht käme mit den Soldaten
atavia, wenn er nicht freundschaftlicherweise für ihn
und ihm ein Attest ausstelle. Die Geängstigte glaubt
d der Richter wird von ihr wegen des Attestes zu
Stunde eingelassen, wo er nun vergebens seine bösen
n hervorkehrt. Dabei wird er von dem argwöh-
Ruprecht, der die Gartenthür zu so später Stunde
sen findet, überrascht, und nur mit Not entkommt er
Fenster, reißt dabei den Krug herunter, daß er zer-
rt und läßt seine Perücke, die nachher das entscheidende
delicti werden sollte, im Spalier des Weinstockes

nach setzt das Stück ein. Mit argen Verletzungen im
und den Kopf voll trüber Ahnungen, erwacht der
am Morgen nach dem späten Abenteuer. Sein Schrei-
t bringt ihm die unangenehme Nachricht, noch heute
her Besuch aus Utrecht: der Gerichtsrat Walter werde
vision erscheinen. Und ehe der bestürzte Richter recht
glaubt, tritt schon ein Diener herein und meldet den
Das tolle Durcheinander, das mit dieser Hiobspost
, läßt den Diener kopfschüttelnd abziehen; Adam
nem Schreiber eben den bösen Traum mit, er sei vor

den Richterstuhl geschleppt worden und habe sich seltsa
selbst den „Hals ins Eisen judiziert", da tritt Rat W
Er drängt zur schleunigen Eröffnung des Geri
da die Parteien draußen harren; und weil „ein Z
verwünschter" den Richter um beide Perücken geb
muß er kahlköpfig die Sitzung beginnen. Die Kläge
Marthe, erscheint mit dem zertrümmerten Krug
Ruprecht, den sie kurz nach dem Geschehnis in der
gefunden, der That an. Und nun beginnt eine la
handlung, in welcher der Richter beständig die S
Ruprecht zuschreiben will, auch ohne genügenden Be
sich selbst immer fester in die Schlinge verwickelt; d
ber, als ein kluger Mann, hält sich abseits, nur
wieder eine treffende oder berichtigende Bemerkung ein
bis zuletzt der Rat, nachdem er den Übelthäter längs
der Geschichte müde wird und durch seinen Urteilss
Richter zur Flucht treibt. Die streitenden Parteien
sich, Eva und Ruprecht werden ein Paar, die Bat
schichte erweist sich als Lüge, und Licht wird Ada
folger.

Nicht mit Unrecht wird dieses echt deutsche Lust
insbesondere die Figur des Adam „ein Meisterstü
mischen Poesie" genannt. Der Richter als der Schu
Anwalt des Rechtes als Angeklagter, gejagt vom
vom Schreiber, von dem eigenen Schuldbewußtsei
ist die Situation des Dorfrichters Adam. Wie e
seiner mißlichen Lage noch mutig zeigt, wie er zu
versteht, „hier hinein und da heraus," wie der B
treffend sagt, wie er dennoch zuletzt keck das Urt
und, als sich der Spieß gegen ihn wendet, feige
das muß sich auf dem Theater zu heiterster Wirk
einigen. Ein verschlagener Charakter, ohne irgend ei
Weltanschauung, verbauert in seiner Umgebung, ei
seinen Untergebenen, ein kriechender Schmeichler sei
gesetzten gegenüber, sinnlich und frivol, ein „uner

Lügenbeutel" gleich einem Münchhausen, so repräsentiert sich Adam in grellen, lebhaft aufgetragenen Farben.

Treffend urteilt Alfred Klaar über das ganze Stück: „Ohne Zuhilfenahme des dazwischen polternden Ungefährs („Situationskomik" nennt man es auch euphemistisch), auf Grundlage einer streng einheitlichen Voraussetzung wird die Handlung mit der Folgerichtigkeit einer Ödipodee retrospek-iv entwickelt, wird eine Fülle bedeutsamer, lebenswahrer, rächtig gesteigerter Komik aus dem Charakter herausgespon-en. Dabei ist das Kolorit von einer unvergleichlichen Frische nd Wahrheit; frei von jedem trivialen und schablonenhaften uge, frei auch von jeder verfälschenden Überfeinerung offen-rt sich das konzentrierte Volkstum in seinen Licht- und chattenseiten, in der liebenswürdigen Frische seiner Naive-t, wie in den Ausdrücken dörfischer Unkultur und Ver-mmenheit. Auch hierin, in der Echtheit des bäuerlichen olkstons, war Kleist **bahnbrechend** und **richtungwei-nd** auf der deutschen Bühne." — Leider ist er ohne Nach-ger geblieben.

Alle Personen des Lustspiels sprechen lebenswahr, so, wie ihnen ums Herz ist. Und wenn die Aufregung ihre prache der erhöhten Gehirnthätigkeit zufolge hebt, so hört in kostbare, wortwitzelnde Phrasen selbst bei den Ungebil-ten. Man vergleiche nur die prächtige Schilderung des uges nach Lessings Manier durch Frau Marthe, oder ihre udelnde Zungenfertigkeit gleich bei ihrem Eintritt in den richtssaal, wo man sie beruhigen will, weil sich hier alles tscheiden werde:

„O ja. Entscheiden. Seht doch. Den Klugschwätzer!
Den Krug mir, den zerbrochenen, entscheiden!
Wer wird mir den geschiednen Krug entscheiden?
Hier wird entschieden werden, daß geschieden
Der Krug mir bleiben soll. Für so'n Schiedsurteil
Geb' ich noch die geschiednen Scherben nicht."

Solche Wortspielereien sind ja eine **echte** Volksfreude, daß der Dichter auch hier **natürlich** blieb.

Wenn man den Sprung bedenkt aus der finste
der „Familie Schroffenstein", oder aus den idea
Höhen des „Amphitryon" in das lichtheitre, beh
mütige Lustspiel „Der zerbrochene Krug", so darf
den Dichter nennen, der die Höhen und Tiefen d
heit umfaßt und zur Darstellung bringt, und we
so verschiedenen Lebenskreise in gleicher Meistersch
Augen zu führen vermag, dann muß man sein
die höchste Bewunderung zollen. —

Im Anfang des Jahres 1806 hatte Kleist
lichen Laufbahn entsagt. Der Geheime Oberfinan
stein erteilte dem Dichter Urlaub „um", wie er
„mich sanfter aus der Affaire zu ziehen". Jetz
die Kunst, von der er nicht hatte begreifen könn
ihre Kinder der rohen Menge zeigen mochte, zur
geworden. Seine dramatischen Arbeiten sollen ih
Lebensunterhalt erwerben; denn, hofft er, „in d
Monaten kann ich immer ein solches Stück sch
bringe ich es nur auf vierzig Louisdor, so kann
leben. Auch muß ich mich im Mechanischen ve
Übung zunehmen und in kurzer Zeit besseres liefe
Trotz dieser optimistischen Anwandlung war der
Innern verbittert. Die Lieblingsidee der freiwi
zung dieses irdischen Jammerlebens tritt wiede
Briefen hervor. „Komm, laß uns etwas Gutes
dabei sterben!" ruft er seinem Freunde Rühle
der Millionen Tode."

Auch die Meinung von seiner künstlerischen K
sunken. „Nun wieder zum Leben!" fährt er in
an den Freund fort, „so lange das dauert, wer
Trauerspiele und Lustspiele machen. Ich habe
gestern eins fort geschickt, wovon du die erste S
in Dresden gesehen hast. Es ist der zerbrochene K
mir dreist, als ein Freund, deine Meinung, und fü
von meiner Eitelkeit. Meine Vorstellung von mei

it ist nur noch der Schatten von jener ehemaligen in Dres-
:n. Die Wahrheit ist, daß ich das, was ich mir vorstelle,
hön finde, nicht das, was ich leiste. Wäre ich zu etwas
nderem brauchbar, so würde ich es von Herzen gern er-
reifen. Ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann." —
ergleicht man diese Äußerung und eine andere aus den
riefen jener Zeit, er dichte, damit er nicht verhungere, mit
en himmelstürmenden Plänen früherer Jahre, so muß man
haudern vor diesem traurigen Fall aus solcher Sonnen-
öhe.

Übermäßig angestrengte Gehirnthätigkeit hatte Kleist so
hr angegriffen, daß ihn von neuem eine Krankheit erfaßte.
Bie wir hören, bringt er im Sommer fünf Wochen in
illau zu, um das Bad zu gebrauchen; doch kam er nur
nigemal während dieser Zeit ins Wasser, da er fast be-
ändig ans Bett gefesselt war.

Seine Krankheit war gleichsam ein Bild des nationalen
nglücks: Das Land blutete unter den Geißelhieben der
riegsfurie. Das verhängnisvolle Jahr 1806 war gekom-
ıen, in dem Preußen sich dem prahlenden Franzosen unter-
erfen mußte, in dem an einem Tage durch die unglückliche
oppelschlacht unter der Wucht der Ereignisse alles in Trüm-
er zu gehen drohte. Hatte Kleist bisher in ruhiger littera-
scher Thätigkeit die Vorgänge draußen mit angesehen, ließen
n seine Ideale nicht recht Anteil an dem nationalen Un-
ücke nehmen, dieser eine Tag brachte ihm zur Besinnung,
ıß er ein Vaterland habe. „Wie schrecklich sind diese Zei-
n," schreibt er vom Krankenbette aus seiner Schwester Ulrike,
ıd er wünscht sie an sein Lager, damit er wenigstens ihre
and halten könne. Um das Schicksal seiner Freunde, die
der Schlacht mitgefochten, ist er sehr besorgt; denn „wenn
alle denken, wie Rühle und Pfuel, so ergiebt sich keiner."
ann klagt er, daß sein Nervensystem zerrüttet sei, und er
öchte sich gern mit seiner „teuersten Ulrike", die er durch
ine Rückkehr vom „rechten Wege" zur unheilbringenden Dich-

tung arg beleidigt glaubt, wieder aussöhnen; „w
uns, im Gefühl des allgemeinen Elends an die
vergäßen und verziehen einander und liebten uns,
Trost in der Not, der dem Menschen in so für
Augenblicken bleibt.“

Schon ein Jahr vorher hatte Kleist das Unglück
vorausgesehen. Man hätte damals schon das Zeit
vom 14. Oktober 1806 schreiben können. — In K
wurde es jetzt lebhafter; denn da Berlin von den
besetzt war, kam der ganze Hof nach Königsberg.
samen Kranken war es eine Abwechslung; er richtet
Großmütig hat ihm die Schwester alle eigenmächtige
vergeben; das freut ihn unendlich; „es liegt eine
Lust für mich darin, mir Unrecht von dir vergeben z
schreibt er. „Mit meinem körperlichen Zustand weiß
ob es besser wird, oder ob das Gefühl desselben blo
ungeheuren Erscheinung des Augenblicks zurücktritt.
mich leichter und angenehmer, als sonst. Es sch
als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge,
sie weiser und wärmer und ihre Ansicht von der W
herziger.“ Das ist ihm besonders an der Königin
geworden, und wir können es uns nicht versagen,
Kleists über Preußens edelste Königin hierherzusetze
sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwic
hat den ganzen, großen Gegenstand, auf den es jetzt
umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nicht
tigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten ge
versammelt alle unsere großen Männer, die der K
nachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rett
men kann, um sich; ja sie ist es, die das, was
zusammengestürzt ist, hält.“

An Rühle berichtet Kleist, daß er ein „Trauers
der Feder habe“, und seiner Schwester schreibt er, d
vielleicht den besten Weg eingeschlagen habe, und es
lingen werde, ihr Freude zu machen. Das Trau

die „Penthesilea“, die er mitten im Kriegslärm begann und im fremden Lande zum großen Teil ausgeführt hat.

Im Januar 1807 wollte Kleist über Berlin nach Dresden reisen, um dort, wie er hoffte, in anregender künstlerischer Umgebung sein Werk zu vollenden. Aber es kam anders. — Sein Freund Pfuel wanderte mit ihm, zwei Offiziere, Gauvain, Ehrenberg, wollten ebenfalls nach Berlin. Pfuel trennte sich kurz vor Berlin von der Gesellschaft. Die drei aber wurden, kaum in Berlin angekommen, ins französische Gouvernement geführt und verhört, dann als Spione festgehalten. Der General Clarke in Berlin glaubte noch sehr gnädig mit den „Spionen“ umzugehen, wenn er sie nicht nach kriegsrechtlichem Gebrauch sogleich erschießen, sondern bloß nach Frankreich transportieren ließ. Über Mainz, Straßburg, Besançon wurden die drei, die vergeblich ihre Unschuld und Harmlosigkeit zu beweisen versuchten, nach dem festen an der Straße von Neuschatel nach Paris in der Nähe von Pontarlier gelegenen Schlosse Joux gebracht. Gleich nach der Ankunft, am 5. März, schreibt Kleist der Schwester:

„Nichts kann öder sein, als der Anblick dieses, auf einem nackten Felsen liegenden Schlosses, das zu keinem anderen Zweck, als zur Aufbewahrung der Gefangenen, noch unterhalten wird. Wir mußten aussteigen und zu Fuße hinaufgehen; das Wetter war entsetzlich, und der Sturm drohte uns, auf diesem schmalen, eisbedeckten Wege, in den Abgrund hinunter zu wehen. Im Elsaß und auf der Straße weiter hin ging der Frühling schon auf, wir hatten in Besançon schon Rosen gesehen; doch hier, auf diesem Schlosse, an dem nördlichen Abhang des Jura, lag noch drei Fuß hoher Schnee. Man fing damit an, meinen beiden Reisegefährten alles Geld abzunehmen, wobei man mich als Dolmetscher gebrauchte; mir konnte man keins abnehmen, denn ich hatte nichts. Hierauf versicherte man uns, daß wir es recht gut haben würden, und fing damit an, uns, jeden abgesondert, in ein Gewölbe zu führen, das zum Teil in den Felsen gehauen, zum Teil

von großen Quadersteinen aufgeführt, ohne Lich
Luft war. Nichts geht über die Beredsamkeit de
Gauvain kam in das Gefängnis zu sitzen, in wel
saint Louverture gestorben war; unsere Fenste
dreifachen Gittern versehen, und wie viele Thüren
verschlossen wurden, das weiß ich gar nicht; un
diese Behältnisse anständige und erträgliche Wohnu
man uns Essen brachte, war ein Offizier dabei
kaum daß man uns, aus Furcht vor staatsgefä
schlägen, Messer und Gabel zugestand."

Auf ihre wiederholten Vorstellungen gab ihn
mandant andere Zimmer; auf Ehrenwort erlaub
auf den Wällen spazieren zu gehen. Damit ist
zufrieden; sein Zimmer ist zum Arbeiten bequ
„Penthesilea" wird fleißig geschafft. Da eine
schrift der Gefangenen an den Kriegsminister
wurden sie nach Chalons sur Marne gebracht,
übrigen Kriegsgefangenen befanden, „Mensche
Schmerz und Elend niedergedrückt sind" und au
sellschaft Kleist bald zu kommen strebt. Die tre
ergriff auch hier für ihn die Angelegenheit mit
schen Hand. „Ich komme nicht, um von Ew. E
Gunst zu erflehen, sondern ich komme, um Ge
fordern," schreibt sie an General Clarke. Ihre
von des Bruders durchaus friedlichen Absichten,
nis, daß sie diesen Bruder über alles in der W
mag den General bewogen haben, Schritte beim
ster zu thun, daß er dem Gefangenen die fre
gewähren möge, was indes noch mehrere Mo
warten ließ.

Kleist, der von Anfang die ganze Gefange
die leichte Schulter genommen, beginnt jetzt, u
werden. Er erhält keinen Sold und weiß nich
leben soll; er muß eines seiner Werke („Amphit
dem Werte verkaufen und er sehnt sich aus de

Frankreich fort unter Menschen, denen er sich mitteilen kann. „Ich arbeite,“ schreibt er an seine Verwandte, Marie von Kleist, „wie Sie sich wohl denken können, jedoch ohne Lust und Liebe zur Sache. Hier in Chalons lebe ich wieder so einsam wie in Königsberg. Kaum merke ich, daß ich in einem fremden Lande bin, und oft ist es wie ein Traum, hundert Meilen gereist zu sein, ohne meine Lage verändert zu haben.“ In so trauriger Lage, ist es natürlich, daß er auf den „Refrain des Lebens“, den Tod kommt. „Ach es ist ein ermüdender Zustand, dieses Leben; recht, wie Sie sagten, eine Fatigue.“

Endlich, es war um die Mitte des Juli, wurde Kleist eigelassen. Nachdem er sich in Berlin dem General Clarke meldet hatte, eilte er, die Schwester wiederzusehen, der er in auch die Befreiung aus der Gefangenschaft zu danken tte. Er traf sie in der Lausitz bei Verwandten. Die fortihrenden Zuschüsse, die sie dem Bruder aus ihrer eigenen isse zugewendet, hatten auch ihr Vermögen ziemlich erschöpft. eist fühlte das bitter; und wenn er es ihr gegenüber in riefen noch nicht erwähnt hat, so lag das daran, daß er erzeugt war, sie kenne in der Beziehung sein Inneres, und nn auch, weil er ja doch nicht abhelfen konnte. Jetzt fand h eine Gelegenheit. Die Pension, die er von der Königin zog, sollte zur größeren Sicherstellung in eine Präbende verandelt werden. Diese trägt er der Schwester an. Die chriftstellerei wäre ein weiterer Erwerbzweig und so könnten beide recht wohl zusammen auskommen. Allein die vorhtige Schwester ist nach den gemachten Erfahrungen hierzu r nicht zu bewegen, und so mußte Kleist sich entschließen, ne sie nach dem freundlichen Dresden zu ziehen, wo er h ja von Anfang an seinen Aufenthalt bestimmt hatte.

Die Freunde, Pfuel und Rühle, fand er in Dresden ieder. Die Zeit seiner Gefangenschaft hatte er nicht müßig rübergehen lassen. Die „Penthesilea“ war rüstig fortgeritten; hier in Dresden brachte er sie ganz zum Schlusse. fuel erzählt, daß ihn in Dresden Kleist eines Abends mit

Thränen empfing, und seine verwunderte Frage mit dem Ausruf beantwortete: „Nun ist sie tot!“ Es war die Heldin seiner Tragödie, die er meinte.

Seine Ansicht vom Schönen hat Kleist in den merkwürdig und paradox klingenden Worten niedergelegt: „Jede erste Bewegung, alles Unwillkürliche ist schön, und schief und verschroben alles, sobald es sich begreift.“ Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um aus diesem Paradoxon den richtigen Kern herauszuschälen; die „erste Bewegung“, das „Unwillkürliche“, Naive und natürlich Empfindende, das sich auch gar nicht begreifen kann, findet sich in der Amazonentragödie „Penthesilea“ rein und ausdrucksvoll.

Der „Robert Guiskard“ war einst seinem suchenden Geiste entflohen; und doch drängte es den Dichter, sein Ringen und Schaffen, das ganze Selbst seiner Seele in eine Dichtung zu zwingen, um, wenn er sich so von dem quälenden Titanenstreben frei geschrieben, in freier menschlicher Wirksamkeit sein Leben ruhiger zu bethätigen. Und wie sehr er es in dieser Hinsicht mit der „Penthesilea“ ernst nahm, das beweist er durch seinen Ausspruch: „Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin und sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: Der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele.“ Und daß er sich, den Mann, in Penthesilea, dem Weibe, darstellt, ist auch gewiß nicht ohne Bedeutung. Beide streben sie dem höchsten Ziele zu und setzen an die Erreichung desselben ihr Alles. Die ganze Charaktermischung der Kleistischen Individualität, in der das Weiche, Hingebende, Weibliche bei aller Kraft und Energie dennoch den Vorrang behauptete, das ließ sich in dem Mannweibe am besten vereinigen, ohne daß dadurch die Harmonie der lieblichen Erscheinung im mindesten gestört wurde.

Der Stoff zur „Penthesilea“ ist der griechischen Sagenwelt entnommen. Zu dem Trojanerheere stoßen die Amazonen aus der Gegend des Schwarzen Meeres, um als Bundesgenossen gegen die Griechen zu kämpfen. Ihre Königin

nthesilea, die Tochter der Otrere. Jede der „Mars-
:“ will sich einen Mann erbeuten, um ihm in der Hei-
eim Rosenfeste in Liebe anzugehören. Nachher müssen
änner wieder aus dem Frauenstaate weg, so will es
esetz. Von der großen Tanais ist der Staat gegründet
ı; damit die Jungfrauen im Kampfe beim Bogen-
n nicht behindert sind, wird ihnen die rechte Brust aus-
nt. Das sind die Hauptmomente der Sage, wie sie
:silea in der hinreißenden Liebesscene ihrem Auserkore-
lchill, erzählt. Fast scheint es, wenn wir die Handlung
tückes betrachten, die nur aus den Kämpfen zwischen
und der Amazonenkönigin besteht, daß sie für eine
)ie nicht Stoff genug biete, zumal alle Kämpfe hinter
ene spielen. Aber es kam Kleist nicht darauf an, ein
rstück im landläufigen Sinne zu schreiben, wenigstens
n erster Linie. „Ob Penthesilea,“ schreibt er an Marie
leist, „bei den Forderungen, die das Publikum an die
macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die
ntscheiden muß. Ich glaube es nicht, und wünsche es
icht, so lange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts
werden, als Naturen, wie die Kotzebueschen und Iff-
en sind, nachzuahmen.“ In seiner herben Beurteilung
Kleist zwar hier nicht den Kern der Sache; aber man
)ch, daß er fürs erste kein Theaterstück schreiben wollte.
tand in erster Linie die Aufgabe vor Augen, den rin-
, gärenden Elementen seines Innern Ausdruck zu geben.
e Scene ist das Lager der Griechen vor Troja; noch
liums Mauern nicht gefallen, und die Sache der Grie-
eht nicht glänzend. Zumal jetzt, wo den Troern in
mazonen wertvolle Bundesgenossen gekommen sind.
us erzählt den Heerführern von dem seltsamen Weiber-
wie ihre Königin bei Achills Anblick erglüht und ihre
n geworden; warum, weiß keiner zu sagen. Seitdem
le Schlacht, für die Argiver nicht glücklich. Achill,
er, müsse vom Kampfplatz entfernt werden; denn um

ihn wogt die Entscheidung. Da erscheint ein Ho
mit der Meldung, Achill sei in Penthesileens Händ
entgeht er diesmal noch der Königin, die unglüc
Pferde stürzt. Sie hat sich aber wieder aufgerafft, u
kommt zu den Fürsten mit seinem Bescheid, daß er
Preis den Kampf fortsetzen werde.

Nun erscheint Penthesilea mit ihren Amazon
Jungfrauen suchen sie von dem aussichtslosen Ka
dem Peliden abzuhalten; sie aber:

> „Ins Schlachtgetümmel stürzen will ich mich,
> Wo der Hohnlächelnde mein harrt, und ihn
> Mir überwinden, oder leben nicht!"

Inzwischen winden die Mädchen Kränze zum S
Aber von Heimkehr will die Königin noch nicht
Im neuen Kampfe trifft sie der Sohn der Thetis m
furchtbaren Speer; aber er tötet sie nicht. Als sie vo
sinkt, fängt er ihren heißen Blick auf, und wird
rasender Leidenschaft für sie entzündet. Seine W
er ab und folgt dem Amazonenheere.

Den Peliden wollte die Königin, keinen sonst;
sie vor ihm in den Staub. In wahnsinniger Wu
sie die Rosenkränze, die sie selbst zu pflücken gebo
naht; sie will nicht entfliehen. Ihre Seele ist ma
den Tod, und ihre Gesinnung: Staub lieber als
sein, das nicht reizt! Das Übermaß ihrer Schw
Schande preßt ihr die Thränen in die Augen.
daß noch Rettung möglich ist, wenn sie flieht, und ne
sammelt; einen Augenblick denkt sie daran. Aber
hat der Schlag sie aus allen Himmeln gestürzt;
die Lippen; in allen Möglichkeiten muß sie sich u
den Ida will sie gleich den himmelstürmenden Giga
den Ossa türmen, und den Helios an seinen goldne
zu ihren Füßen zwingen, und da sie jetzt sein Bi
Flut sieht, sich in den Fluß stürzen. Und dann
„wie ein Gewand" leblos zusammen.

Zum Glück ist sie bewußtlos, während Achill erscheint und seine Myrmidonen noch manche der „Marsbräute“ stumm machen. Prothoe, die Vertraute, die „Schwester“ der Königin, bittet Achill, sich zu entfernen, wenn die Königin erwache. Er erklärt, wie er sie liebe:

> „— wie Männer Weiber lieben;
> Keusch und das Herz voll Sehnsucht doch, in Unschuld
> Und mit der Lust doch, sie darum zu bringen.
> Ich will zu meiner Königin sie machen.“

Das beruhigt die Amazonen. Als die Unglückliche erwacht, wird ihr in rührendem Betruge gesagt, Achill sei von ihr überwunden, und in der Verstörung ihrer Sinne hat sie alles Vergangene vergessen und glaubt es. Achill tritt selbst vor sie und beugt als Besiegter sein Knie; da schlägt ihre finstere Verzweiflung in sonnenhellen Jubel um. „Heran, ihr sieggekrönten Jungfraun,“ ruft sie; das Rosenfest soll gefeiert werden, die Rosen, die der Lenz verweigert, mögen die Jungfrauen mit ihrem Atem aus der Flur hauchen. Ja, sie kann ihn nicht allein tragen, diesen Jubel:

> „O Prothoe! hilf jauchzen mir, frohlocken,
> Erfinde, Freundin, Schwesterherz, erdenke,
> Wie ich ein Fest jetzt göttlicher, als der
> Olymp durchjubelte, verherrliche
> Das Hochzeitsfest der krieggeworbnen Bräute,
> Der Inachiden und der Kinder Mars'!“

Wie Penthesilea zu „Tode betrübt“ und gleich hernach „himmelhoch jauchzend“ in Jubel ausbricht, so war ja auch Kleist gewesen in dem Ringen nach seinem Ziele. Diese Jünglingsstimmung hat er ganz seiner Heldin eingehaucht. In solch siegjauchzender Stimmung spielt sich denn auch ein zartduftiges Liebesidyll ab, so frühlingsschön, und doppelt ergreifend auf dem düsteren Hintergrunde des Todes und der Schlacht. Von der Liebe plaudern die zwei; Penthesilea erzählt von ihrer Abstammung, von ihrem Volke und Lande, von den Sitten und Gesetzen der Ihrigen. An farbensatter, hinreißender Schilderung hat wohl Kleist weniges hervorge-

bracht, was so glühend und eindringlich wirkt, als diese
Staunend horcht der Pelide zu Füßen seiner Geliek
wundersamen Rede; aber auf einmal tost das Getüm
Schlacht mitten in diese Idylle, wie rauher Tromp
in Nachtigallenlaut. Achilles muß ihr jetzt die W
sagen, daß nicht er, sondern sie besiegt sei. Nach Pht
er sie mitnehmen; dort soll sie seine Königin werden
bleibt alles, was er sagt, unverständlich. Die Amazo
siegreich vorgedrungen, trennen die beiden; Achill n
den Griechen vor ihrem kriegerischen Ungestüm ent
Alle Gefangenen haben die Griechen befreit, und Pe
muß nun auch noch den Vorwurf hören, das sei ihre

Ein Herold bringt Achills neue Aufforderung zum
kampfe auf dem freien Felde. Die Königin ist star
ahnt des Helden Absicht nicht, sich von ihr besiegen zu
damit er ihr folgen könne; ihr scheint das schnöder
und höhnende Herausforderung. Der Wahnsinn spri
ihrem Blick; sie ruft nach den Hunden, den Elefante
dem Sichelwagen. Den männermordenden Ares fleht
den Knieen an, daß sie „wie ein Donnerkeil aus Wette
auf dieses Griechen Scheitel niederfalle!“ Den Bogen
und legt auf die getreue Prothoe an, die getroffen nied
Dann schreitet sie, umheult von der Meute, Achill e
Ihm mag noch ihr kosendes Liebesgeflüster im Ohre ge
haben; denn unbewaffnet geht er und allein der K
entgegen, und sie — spannt den Bogen und trifft
den Hals, ereilt den Fliehenden und schlägt mit der
um die Wette die Zähne in sein weißes Fleisch. Un

— steht sie lautlos da, die Grauenvolle,
Bei seiner Leich', umschnüffelt von der Meute,
Und blicket starr, als wär's ein leeres Blatt,
Den Bogen siegreich auf der Schulter tragend,
In das Unendliche hinaus, und schweigt.

Noch einmal indes erwacht sie zu freudigem Bew
sie reinigt sich von dem Blute der Schlacht wie ein

Schwan und fühlt sich ganz reif zum Tode. Dann sieht sie wieder die Leiche, und der Schmerz kommt aufs neue:

> Und gilt's den Meisterschuß ins Herz des Glückes,
> So führen tück'sche Götter uns die Hand.

Die Verzweiflung erfaßt sie mehr und mehr. Willig läßt sie sich die Waffen abnehmen; zum Sterben braucht sie diese nicht. Sie stirbt durch den eigenen Willen allein:

> Denn jetzt steig' ich in meinen Busen nieder,
> Gleich einem Schacht, und grabe, kalt wie Erz,
> Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
> Dies Erz, dies läutr' ich in der Glut des Jammers
> Hart mir zu Stahl; tränk' es mit Gift sodann,
> Heißätzendem, der Reue, durch und durch;
> Trag' es der Hoffnung ew'gem Amboß zu,
> Und schärf' und spitz' es mir zu einem Dolch;
> Und diesem Dolch jetzt reich' ich meine Brust:
> So! So! So! So! Und wieder! — Nun ist's gut.

In dieser Tragödie ist „die große, wildedle Natur der Penthesilea in der Furchtbarkeit, wie in der Großartigkeit mit kühnster Konsequenz dargestellt." Es läßt sich ja kaum, im einzelnen und an und für sich betrachtet, etwas Gräßlicheres denken als der Tod des Achill; aber hinwieder im Zusammenhang des Ganzen, aus der Charakteristik der Heldin heraus, ist dieser fürchterliche Tod wohl verständlich. Die schwere Aufgabe, die sich Kleist stellte, „eine große Natur in der ganzen Skala der Empfindungen, von der glühendsten Liebe bis zum wildesten Hasse, vom Taumel des Glückes bis zur stumpfen Selbstvernichtung auszudenken, auszufühlen und auszugestalten," hat er glänzend gelöst. Allerdings wurde er bei der Lösung insofern unterstützt, als er diese Natur, die er darzustellen unternahm, in sich selbst fand. Wenn Goethe gegen die Figur der Penthesilea einwendet, daß z. B. die „Amazone mit einer Brust auf dem Theater erscheint und das Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch übrig gebliebene Hälfte geflüchtet hätten", und daran einige Bemerkungen knüpft, so ist dieser Einwurf einseitig, wenn nicht gewollt unfreundlich. Übrigens begreift man

seine Worte nach der Stelle in einem Briefe, den er an Kleist schrieb, als dieser ihm 1808 im „Phöbus“ ein Fragment der Penthesilea überreicht hatte. Goethe schreibt: „Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlechte und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide hineinzufinden.“

Das „widerwärtige Bild“ bietet sich dem anteilnehmenden Leser — für diesen und nicht für das Theater ist die „Penthesilea“ zunächst gedacht, in neuerer Zeit auch mit Erfolg auf der Bühne gegeben — so schön in den zartduftigen Teilen seiner Milde, so großartig hinreißend in seiner gigantischen Partie, daß die volle Harmonie der Erscheinung durch nichts gestört wird, und der Gedanke an die Verstümmelung der Amazonen nicht einmal aufkommen kann.

Nichts Gewöhnliches war es, was Kleists Wollen erstrebt. Im Drama das Höchste, das, was die anerkannten Meister einzeln Vortreffliches hatten, das wollte er in stolzem Sinne zur Einheit vereinigen. Und da er nun hinterher dieses Ringen, das ihm jetzt selbst sehr problematisch vorkommen mochte, in Bildern und treu empfundenen Gestalten der Welt vor Augen führen wollte, da fand er in der Wirklichkeit nichts, was diesem ungeheuren Wesen, so wie er es empfand, gleichen konnte. So kam er in das Gebiet der Sage und des Märchens, so fand er seine Penthesilea. Diese Welt, weit über unserer trivialen Wirklichkeit, kann wohl unser Empfinden berühren, kann unsere Stimmung tief treffen; aber unseren Willen läßt sie unberührt. Gleichsam wie in einem Panorama sehen wir die ganze titanische Geschichte vor unserem Geiste entstehen; unser Auge wird vielleicht feucht, weilt hier länger und geht dort schneller vorüber; doch unsere innerste Regung, unser Entschließen wird nicht bewegt.

Schön ist es dargestellt, daß Penthesilea, die schon durch die eigenmächtige Selbstbestimmung des Mannes die tragische Schuld auf sich geladen — denn eine Vorausbestimmung

dessen, den sie erringen wollten, stand den Amazonen nicht zu — die also ihre Schuld in sich selbst trug, nicht durch eine äußere Macht dem Tode verfällt, sondern aus der großen Kraft ihres Willens heraus den Tod findet. Eine Waffe, mit der sie sich dem Tode geweiht, wäre schon etwas Fremdartiges gewesen; sie stirbt, „weil die Gewalt ihres Willens sie dem Geliebten nachzieht."

Daß wieder das Schicksal die Herrliche zum Tode reif machte, und sie eben um so sicherer fassen konnte, weil sie so herrlich war, das spricht am Schlusse des Dramas Prothoe mit denselben Worten aus, die in der „Familie Schroffenstein" schon einmal Sylvester in den Mund gelegt werden: Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte;

> Die kranke, abgestorbne Eiche steht
> Dem Sturm, doch die gesunde stürzt er nieder,
> Weil er in ihre Krone greifen kann.

Den Charakter Achills, der aus der griechischen Sage, aus Homer bekannt ist, hat Kleist weiter ausgebildet. Göttliche, unüberwindbare Kraft, schnelle That, eine weichere Regung nur in dem wenig verlockenden Bilde eines Brisëis-Verhältnisses, das ist das, was Homer von Achill in unserer Vorstellung hinterläßt. Kleist bringt ein neues Moment hinzu. „Die romantische Rührung des Achill durch die Schönheit der Penthesilea ist ein Zeichen neuer, im Homer noch nicht sichtbarer Gesinnung," so urteilt ein Zeitgenosse Kleists, Welcker. Und dieser „neuen Gesinnung" wegen hat er die Schranken herkömmlicher Überlieferung durchbrochen; statt nach Homer durch den Pfeil Apollons von Paris' Bogen sinkt der Pelide unter der Hand der Amazonenkönigin, so, wie es in der dichterischen Phantasie, nach dem Gefühle des poetischen Rechts kommen mußte.

In Dresden verkehrte Kleist außer mit seinen langjährigen Freunden Pfuel und Rühle mit dem Naturwissenschaftler Gotthilf Heinrich Schubert. Die sächsische Hauptstadt vereinigte gerade damals eine größere Anzahl vortrefflicher Men-

schen, die der herrschenden Unruhen halber sich aus den Residenzen der Hauptstaaten in das ruhige, schöne Elb-Athen geflüchtet hatten. Schubert hielt Vorlesungen, in denen er die Natur in mystischer Deutung auffaßte. Ein Zeitgenosse urteilt über ihn, daß seine Lehre „Licht aus der reinen Quelle des Geistes geschöpft“ sei, daß er „eine unleugbar geniale Erscheinung“ gewesen, und daß das glänzende Licht seines Geistes im Verkehr mit dem „liebenswürdigen Manne“ nicht im geringsten blendete oder verletzte.

Ferner gehörte zu diesem Kreise der in jenen Tagen vielfach genannte Adam H. Müller. Er war ein vielgereister Mann; aus allen Wissensquellen hatte er geschöpft, und von einigen wurde er ein Mensch von „unergründlicher Gelehrsamkeit“ genannt; die größten Geister der Nation sprachen von ihm mit Hochachtung. Er brachte Kleist eine schwärmerische Anerkennung entgegen; das bewies er schon in der Vorrede zum „Amphitryon“, für welchen er Kleist in Dresden einen Verleger zu schaffen gewußt hatte, als der Dichter noch in französischer Gefangenschaft war.

In Adam Müller fand der Dichter einen Freund, d[illegible] recht zu ihm zu passen schien. Wie Kleist die Vermittl[illegible] zwischen dem Klassischen und Naturalistischen in der K[illegible] erstrebte, so suchte Müller eine Einigung zwischen [illegible]matismus und Skepticismus in der Philosophie. Er [illegible]digte die „Philosophie des Gegensatzes“. Allerdings b[illegible] ein tiefgreifender Unterschied zwischen beiden; Kleist ha[illegible] innere Kraft, welche die von ihm erstrebte Vermittlu[illegible] rantieren konnte; Müller war ein junger Gelehrter, [illegible] der Fülle der Phrasen den Gedanken verdeckte, un[illegible] glänzende Rednergabe dennoch die Öffentlichkeit zu g[illegible] vermochte. Wir begreifen es daher, daß Kleists Per[illegible] zuletzt dem ganzen wetterwendischen Charakter diese[illegible] das Siegel seines Geistes aufdrückte, so daß Klei[illegible] welt aus Müllers Munde sprach.

Friedrich Gentz, der Philosoph des Lebensge[illegible]

ißten Hasser des Korsen, weilte zwar nicht in
ber als Müllers engster Freund blieb er durch
ten Briefwechsel mit diesem in regem Verkehr
auch mit dem Dresdener Kreise.
keine hingebende, selbstgenügende Freundschaft,
nit Kleist verband. Mit feinem Gefühl erkannte
len Dichter und er gedachte den Freund für seine
nützen. Er sollte sein Ansehen mehren, und,
h, seine gärenden Ideen von Welt, Staat und
wirklichen helfen. Und dennoch: er war der
, den stillen, bescheidenen Dichter in der Welt
nachen. Seine Rührigkeit und das Feuer, wo-
Erzeugnisse Kleists gegen andere Ansichten zu
legte, brachten dem Dichter damals Anerkennung
t nützlichen Freund. Und weil ein Dichter das
wie das Brot, so können wir Kleists Freund-
nem im Charakter weit unter ihm stehenden
ifen.
blättrige Kleeblatt, Kleist, Rühle, Pfuel und
nn damals ein Unternehmen, dessen Aussichts-
schmählichen Untergang man von vornherein
konnte. Indessen ließ die Begeisterung fürs erste
edanken an das Ende aufkommen. Sie wollten
„Buch-, Karten- und Kunsthandlung" gründen.
er 1807 legt Kleist das Projekt seiner Schwester
glich ans Herz: „Adam Müller (ein junger Ge-
hier im Winter mit ausgezeichnetem Beifall
orlesungen hält), Rühle und Pfuel (dem sein
Geld dazu hergiebt), sind die Interessenten. Dir
darzuthun, aus welchen die Zweckmäßigkeit und
ieser Unternehmung hervorgeht, ist schriftlich
Rühle, der mit dem Prinzen jetzt hier ist, und
durch den Unterricht, den dieser dem Prinzen
Pension von 600 Rthlr. verschafft hat, ist von
hen Geschicklichkeit, alles um sich herum geltend

zu machen, die bewundernswürdig und selten is
auch eigentlich, der an die Spitze des ganzen Gesc
wird; ein Umstand, der, dünkt mich, nicht w
Sicherheit seines Erfolges spricht. Er sowohl, al
jeder ein Werk drucken lassen, das unsern L
sechsmal so viel eingebracht hat, als uns. Vie
liegen fast zum Druck bereit; sollen wir auch
Gewinn andern überlassen, wenn es nichts a
danach auszustrecken kostet, um ihn zu ergreife
ganze Idee ist, klein und nach liberalen Grund
fangen und das Glück zu prüfen; aber, nach d
der Fugger und Medicis, alles hineinzuwerfen
auftreiben kann, wenn sich das Glück deutlich e

Man sieht, wie die Hoffnung ihn trägt.
scheint ihm günstig und ganz gesichert; er rechne
ster seine Einnahmen vor. Wieder möchte er
Seite sehen; denn er wünscht sie nicht „abgeson
litterarischen Welt in dem Augenblick, wo ihr
zweitenmal darin auftritt". Er hat in Dres
zu den höchsten Kreisen, und auch ihre Anerke
nicht aus: „Den 10. Oktober bin ich bei dem ö
Gesandten an der Tafel mit einem Lorbeer gekr
und das von den zwei niedlichsten kleinen Hä
Dresden sind. Den Kranz habe ich noch bei m
chen Augenblicken denke ich immer an dich. A
Adieu! Du wirst mich wieder lieb bekommen."

Diese zwei „niedlichsten kleinen Hände", we
lich einer Pflegetochter Körners, Julie Kunze,
sollten in der Folge noch bedeutsam in seinen
eingreifen und in sein Dichtergemüt unbewußt
seiner lieblichsten Poesieblüten pflanzen, das „K
Heilbronn". Kleist verkehrte damals viel in dem
Hause, das in seinen gastlichen Räumen die Geist
der sächsischen Hauptstadt zu vereinigen pflegte.

Um nun gleich die neue Buch- und Verlags

[d]er gebildeten Welt bekannt zu machen, beschlossen die Unter= [n]ehmer zu Ende des Jahres, ein Kunstjournal, das den [st]olzen Titel „Phöbus“ führen sollte, herauszugeben; sie dach= [te]n sich darunter eine Zeitschrift ähnlich Schillers „Horen“, [n]ur noch vornehmer. Nicht allein die Poesie sollte darin [v]ertreten sein, sondern auch die Philosophie und die bildende [K]unst. Der letztere Teil blieb der Redaktion des Malers Ferdi= [n]and Hartmann unterstellt. An Gentz berichtet Müller: „Ich dirigiere die Philosophie und Kritik, Kleist die Poesie [u]nd Hartmann die bildende Kunst.“ Er bittet Gentz, das [U]nternehmen durch Empfehlung und Beiträge zu unterstützen; [w]ie hochfliegend seine Ansicht von der Bedeutung und Stel= [l]ung des „Phöbus“ ist, geht daraus hervor, daß er ihn [w]eit über die „Horen“ setzt, „die Horen waren zu einer [s]onntäglichen Retraite bestimmt, wo man das wirkliche Leben [u]nd alles politische Kreuz der Zeitumstände eine Weile ver= [g]essen sollte. In eine so schlaffe Ansicht des Lebens habe [i]ch nie eingehen wollen.“ Man erwartete für die Zeitschrift [d]ie Mitwirkung aller bedeutenden Männer, Dichter und Denker.

Es kam auch eine Zusammenkunft Kleists mit Gentz [z]ustande. Mit dem Grafen und österreichischen Gesandten Buol reiste der Dichter nach Teplitz, wo er bei Gentz „eine Menge großer Bekanntschaften“ machte. Das Glück schien [i]hm sogar so hold, daß er sichere Zusage auf eine Direk= [t]ionsstelle am Wiener Theater erhielt; doch schlug diese Hoff= [n]ung fehl. In gewählter Gesellschaft Dresdens las man [d]en „Zerbrochenen Krug“ unter großem Beifalle vor; Goethe, [w]ahrscheinlich durch den zum Weimarischen Kammerherrn [a]vancierten Rühle beeinflußt, nahm das Lustspiel zur Auf= [f]ührung auf dem Weimarer Theater an. Stolz mag den Dichter dieser erste Erfolg seines Strebens berührt haben; [d]er Einsame wurde von dem großen Kollegen anerkannt; [e]r beschloß, der Erstaufführung in Weimar beizuwohnen.

So sog Kleist in jener glücklichen Zeit zuerst den süßen Weihrauch ein, den ein gewählter Kreis und der Altmeister

der Kunst seinem Genius opferten. Wie ihn alles tief im Innersten berührte, Schmerz und „rauschender Freuden Überschwang“, so müssen ihn diese äußeren Erfolge stark begeistert haben. So sehr söhnten sie ihn mit sich selbst aus, daß er den Gedanken faßte, zu den Seinigen zurückzukehren: sie sollten jetzt sehen, daß er doch etwas geworden.

Die Vorbereitungen zur Phöbus-Ausgabe ließen sich indes schlecht an. Die Zeit, in der das erste Heft erscheinen sollte, war schon sehr nahe gerückt, und noch waren keine Prospekte und Einladungen gedruckt oder gar versandt. Und nun gings in überstürzender Eile; im Januar 1808 meldet Kleist Ulrike: „Unsere litterarische Unternehmung ist in vollem Laufe; Dresden allein bringt fünfzig Subskribenten auf, woraus du das Resultat des Ganzen berechnen magst, wenn du auch nur annimmst, daß von den übrigen Städten in Deutschland jede eins nimmt. Die Horen setzten 3000 Exemplare ab, und schwerlich konnte man sich, bei ihrer Erscheinung, lebhafter dafür interessieren, als für den Phöbus. Durch alle drei Hauptgesandten dieser Residenz (den französischen, österreichischen und russischen, welch letzterer sogar — Graf Kanikow — Aufsätze hergiebt) cirkulieren Subskriptionslisten, und wir werden das erste Heft auf Velin durch sie an alle Fürsten Deutschlands senden.“

Das erste Heft, reich und schön ausgestattet, erschien. Der Sonnengott auf dem Titelbilde war nach einer Zeichnung Hartmanns recht hübsch ausgefallen, und erregte das Verlangen, das, was er hinter der Decke barg, zu schauen. Und da fand man ein „organisches Fragment“ der „Penthesilea“, Aufsätze Müllers, ein Gedicht von Novalis, und ein Bild Hartmanns, zu dem Kleist die Legende „Der Engel am Grabe des Herrn“ geschrieben. Recht siegesfroh klingt die Ankündigung, die von Kleist und Müller gemeinschaftlich unterzeichnet war. Einige charakteristische Stellen mögen hier Platz finden:

„Unter dem Schutze des daherfahrenden Gottes eröffnen

einen Wettlauf; jeder treibt es, so weit er kann und
t unüberwunden, da niemand das Ziel vollkommen er-
t, aber dafür jeder neue Gemüter für den erhabenen
it entzünden kann ohne Ende fort.
– wie wir selbst bewaffnet sind, werden wir keinen an-
Unbewaffneten oder auch nur Leichtbewaffneten auf dem
pfplatz, den wir hierdurch eröffnen, neben uns leiden.
ße Autoren von längst begründetem Ruhm werden mit
sein; andere, wie das Eisen den Mann an sich zieht,
en ihnen nachfolgen, wenn sie den Geist dieser Unter-
nung in seiner Dauer sehen werden."

Mit ihrer ersten Leistung fühlten sich denn die Heraus-
r ganz zufrieden gestellt. Kleist sandte als Redakteur das
„Stück" an Goethe, jedenfalls im Vorgefühl der zu er-
nden Anerkennung. Doch kam es anders. Als merk-
diges Aktenstück in der Geschichte von Kleists Verbitte-
, teilen wir Goethes Brief im Wortlaut mit. Unterm
Februar 1808 schreibt Goethe:

„Ew. Hochwohlgeboren bin ich sehr dankbar für das über-
te Stück des Phöbus. Die prosaischen Aufsätze, wovon
einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen ge-
t. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreun-
Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlechte und be-
sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit
nen muß mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie
zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte,
äre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer
ibt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist
Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da
nen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ,
aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den
n Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbe-
n. Vor jedem Brettergerüst möchte ich dem wahrhaft
tralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf
n Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer

geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeigt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit artigeren Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr."

Kleist fühlte sich tief verletzt und schwieg. Als aber der von Goethe angenommene „Zerbrochene Krug" nicht lang nachher bei seiner Aufführung in Weimar einen schmählichen Hereinfall erlebte, und Kleist erfuhr, Goethe habe durch seine unselige Einteilung des einaktigen Stückes in mehrere Akte gewissermaßen die Ablehnung durch das Publikum inscenier[t], da steigerte sich sein Grimm so, daß er, wie man erzählt, dem Dichterfürsten eine — Herausforderung zusandte. Doch verlautet darüber nichts Sicheres; aber in anderer, für einen Kleist wenig ehrenvoller Weise, machte sich sein Groll gegen Goethe Luft. Bissige, ja zum Teil geradezu verletzende, grob[e] Epigramme brachte er in den nun folgenden Phöbusheften auf den, der ihn seiner Meinung nach so schwer gekränkt. Die Epigramme muß man durchaus als Ausfluß seines schwer gereizten Gemütes werten. Übrigens kann Goethe von dem Verdachte Kleists wohl freigesprochen werden, denn tatsächli[ch] war die Stimmung in den feinfühlenden, klassischen Kreise[n] Weimars prinzipiell gegen ihn, der in so realistisch derb[er] Sprache seine Menschen sich ausdrücken ließ. Über Penth[e]silea und die Marquise von O ..., welche vollständig i[m] Februarheft des „Phöbus" abgedruckt war, hören wir n[ur] scharf abweisende Urteile aus dem Weimarer Kunstzirkel.

Diese Feindschaft gegen Goethe, der doch die ganze d[a]malige Literaturgeschmacksrichtung gleichsam befehligte, w[ar] nicht dazu angethan, dem „Phöbus" ein höheres Intere[sse] zuzuwenden. Eine übermächtige Konkurrenz anderer, in eb[en] jener Zeit neu gegründeter Journale, die sich durchweg ein[es] bedeutsamen, großen Mitarbeiterkreises rühmen durften, ha[...]

[illegible]it, des „Phöbus" Grab zu graben. Denn im „Phöbus" er-
schienen nur die beiden Herausgeber mit Beiträgen, will man
eine, unbedeutende Sachen des [illegible] [illegible] und des
Mystikers Schubert in der Reihe mit einem [illegible] [illegible].
Die persönliche Gereiztheit entsprang Kleists [illegible]
Kritik konnte er [illegible] ertragen und wenn er einen [illegible]
kühle einmal [illegible], um [illegible] zu sagen, [illegible] er von
dem „Zerbrochenen Kruge" wäre [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible]
hinzu, es läge ihm an seinen [illegible] [illegible] [illegible] er ein
ganzes Können [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu
lassen, er habe sich im Wege [illegible] [illegible] er in [illegible] [illegible]
vorbeigeschossen, das [illegible] mehr [illegible] eine [illegible] [illegible]
verwinden konnte. Auch ein Verkehr im [illegible] Hause
ward dadurch getrübt.

Der alte Körner [illegible] Kleist [illegible] in einem Hause und
die Mädchen, Emma Körner, [illegible] [illegible] und Körners
Schwägerin Dora Stock mögen mit ihm Stimmungen gehabt
haben, wie er ihnen in [illegible] Galanterie [illegible] Verse
gewidmet haben mag. Gelegenheitsgedichte, die zum größten
Teil nicht auf uns gekommen sind, [illegible] er den Damen,
nur drei [illegible] seiner „[illegible]" [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible]lage", „[illegible]", „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible]eich"; [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible]lich abgeschlossen sind. [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible]
Zeit das Idyll „Der [illegible] [illegible] [illegible]". In [illegible]
[illegible]tiger [illegible] ist es [illegible] mit [illegible]. [illegible]
[illegible] [illegible] die Schweizerreise [illegible] die [illegible] [illegible]
[illegible] am [illegible] [illegible] [illegible] mit der [illegible]
[illegible] [illegible], des [illegible] [illegible]. Das Idyll [illegible], [illegible]
[illegible] Gedanken des [illegible] [illegible] waren. Die [illegible]
[illegible] [illegible] noch einmal [illegible], und in Körners Hause
[illegible] man alles getan, was die [illegible] Kleists zu [illegible]
[illegible] — denn das war die [illegible] [illegible] Herzens —
[illegible] konnte. In [illegible] der [illegible] hier endlich den
[illegible] finden können. Oft [illegible] er in dem Hause [illegible]

sein; denn wir hören von Emma Körner: „Kleist sehen wir ziemlich oft und seine Gesellschaft gewährt uns recht viel Vergnügen; er ist ein ganz eigener Mensch, und man muß ihn genauer kennen, um ihn zu verstehen.“ Doch wie oben schon bemerkt, trübte der Streit mit Goethe sehr bald dieses trauliche Verhältnis. Körner war zu sehr in die Anschauungen der großen Weimarer hineingewachsen; er war Schillers persönlicher Freund und Vertrauter gewesen und stand mit Goethe im Briefwechsel. Kleist merkte bald die Stimmung gegen ihn, und weil er beschloß, den Umgang mit Körners Kreise abzubrechen, suchte er zuerst mit Julie ins reine zu kommen.

Er forderte sie auf — und hier bricht wieder seine grillenhafte, menschenscheue Natur hervor — mit ihm ohne Wissen ihres Vormundes in brieflichen Verkehr zu treten. Als das Mädchen dieses Ansinnen ablehnte, kam er nach drei Tagen wieder, um sich denselben Bescheid zu holen, und nun wiederholte er seine Aufforderung nach drei Wochen und nach drei Monaten, wenngleich sein Herz das Verhältnis nach der ersten ablehnenden Antwort Juliens sofort verworfen hatte.

Nach seiner Meinung hatte man gegen ihn intriguiert. Dora Stock, die „alte Jungfer“, die sich schon über seine poetischen Arbeiten aus mangelndem Verständnis sehr ungünstig ausgesprochen, schien ihm die Böse zu sein. Und als er in poetischer Kraft seinen jüngsten Erlebnissen Farbe und Gestalt geben mußte, da verdichtete sich das Idealbild vom Weibe im „Käthchen“, das seinem „hohen Herrn“ folgt, ohne die sanktionierende Aufsicht von „Oheims und Basen“, und ihr Gegenbild, die kokette, dem Männerfange lebende alte Jungfer, verkörperte er in der „Kunigunde“, Kopie frei nach Dora Stock. Jedenfalls that er dem armen Fräulein in seiner maßlosen Art unrecht.

Der „Phöbus“ hatte die gehegten Erwartungen gründlich getäuscht. Vieles verschuldeten die Herausgeber selbst. Selten erschien ein Heft zur festgesetzten Zeit, und so wurden die eifrigen Leser enttäuscht und erzürnt; auch brachte

rift meist Sachen, welche mit dem herrschenden Ge-
m Widerspruch standen, oder gar Angriffe auf den
hter Deutschlands, wodurch es bei den einen und bei
ı verdorben wurde. Müller hatte nach Erscheinen des
ftes in seiner absolutistischen Manie an Gentz ge-
„Was die Zeitgenossen darüber (über die Marquise
..) denken, ist gleichgültig! Alles recht Göttliche
l dreißig und mehr Jahre in irdischer Umgebung
ben, das lehrt die Weltgeschichte, die Bibel, und
das Schicksal der Werke lehren, welche der Phöbus
Vielleicht sind sie etwas zu frühzeitig, und das
einziger, schöner Vorwurf."
as Fortbestehen des „Phöbus" war indes das Ver-
:r Zeitgenossen zu demselben sehr wichtig und ent-
denn sie mußten kaufen und lesen. Wer am ehe-
Internehmen entfremdete, das war der, welcher einst
ı davon begeistert gewesen war: Kleist. Die „Phöbus-
lung" hatte ihre Kapitalien schon erschöpft; die
ıer, die ehedem keinem Verleger den Gewinn hatten
ollen, waren jetzt schon sehr zufrieden, als die Wal-
ofbuchhandlung den Verlag für den Rest des Jahres
nachdem Göschen das Anerbieten abgelehnt hatte.
:nten Heft der Sammlung zieht sich Kleist allmäh-
!, und brachte in der ersten Hälfte jedes Heft poe-
träge von ihm, so finden wir in der zweiten Reihe
Bruchstück des „Käthchen" und das Idyll „Der
im Bade". Die Zeitschrift war ihm fremd gewor-
s jetzt," schreibt er im August an Ulrike, „wenn
ausbricht, daraus werden soll, weiß ich nicht. Es
r leicht sein, dich zu überzeugen, wie gut meine
:, wie hoffnungsreich die Aussichten, die sich mir
ıkunft eröffneten: wenn diese verderbliche Zeit nicht
g aller ruhigen Bemühungen zerstörte. Ich habe
:r ein Stück (Das Käthchen von Heilbronn) durch
:n Maître de plaisir, Graf Vitzthum, an die säch-

sische Hauptbühne verkauft, und denke dies, wenn mich der Krieg nicht stört, auch nach Wien zu thun; doch nach Berlin geht es nicht, weil dort nur Übersetzungen kleiner französischer Stücke gegeben werden; und in Kassel ist gar das deutsche Theater abgeschafft, und ein französisches an die Stelle gesetzt worden. So wird es wohl, wenn Gott nicht hilft, überall werden. Wer weiß, ob jemand noch nach hundert Jahren in dieser Gegend deutsch spricht."

Mit dem „Phöbus" sah es schlimm genug aus; wie Dora Stock schreibt: „Überhaupt fürchte ich, daß der Phöbus nicht länger wie ein Jahr leben wird," traf es ein. Im Februar 1809 erschien das Dezemberheft des „Phöbus", zwei Monate zu spät, und trug damit das so verheißend begonnene Unternehmen ruhmlos zu Grabe.

Im Laufe des Jahres übernahm Cotta den Verlag der „Penthesilea", nachdem die Buchdruckerei des „Phöbus" einen Teil des Werkes (7 Bogen) fertig gestellt, und nun nicht mehr weiter arbeiten konnte. Der Verleger gewährt ein Honorar von 150 Thalern, und Kleist bietet ihm herzlichsten Dank; er verspricht ihm das „Käthchen von Heilbronn", das noch in diesem Jahre zur Verfügung stände, und kommt zum Schlusse zu dem überaus rührenden, und, wenn man an den Kleist denkt, der Goethe den Kranz von der Stirne reißen wollte, kaum faßbaren Geständnisse: „Wenn ich dichten kann, d. h. wenn ich mit jedem Werke, das ich schreibe, so viel erwerben kann, als ich notdürftig brauche, um ein zweites zu schreiben, so sind alle meine Ansprüche an dieses Leben erfüllt."

Kein Wunder, wenn nach all diesen Erfahrungen, nach den hochgehenden Hoffnungen zum Jahresanfang, der Dämon des Lebensüberdrusses wieder mächtig in ihm wurde, und ihm schwarze Selbstvernichtungspläne einflüsterte. Man berichtet, daß Rühle ihn an einem Herbsttage, vom Opium betäubt, in seinem Zimmer fand, und nur mit Mühe zum Leben zurückbrachte. — Eine Ahnung schien auch dem

n Unglücklichen zu sagen, daß Adam Müller trotz vieler
rsicherungen seiner treuesten Freundschaft nicht der sei, für
ı er sich ausgab. Eines Tages spazierte Kleist mit Frau
n Rühle auf der Brühlschen Terrasse. Mitten im Gespräch
ich Kleist in die Worte aus: „Ja, ja, es ist nicht anders,
iller muß sterben, ich muß ihn ins Wasser werfen, wenn
mir nicht freiwillig seine Frau abtritt.“ Das gab ihm
nbar ein Anflug von Wahnsinn ein, da er niemals
en Beweis von Leidenschaft für jene Frau gezeigt, und
selbe Wahnsinn trieb ihn auch an, später, als er Müller
der Elbbrücke begegnete, diesen zu fassen, und den ernst-
ten Versuch zu machen, ihn über die Brustwehr ins Wasser
werfen.

Doch Wahnsinn und Todesgelüste verließen noch einmal
Unglücklichen; noch sollten im Spiegel seiner Seele herr-
e Bilder auftauchen, und noch besaß der schöpferische Geist
Kraft, diese Bilder in lebensvoller Gestalt der Nachwelt
überliefern: der deutschen Nachwelt deutsche Gestalten.
Dresden entstanden in jener Zeit drei seiner größten
rke: „Das Käthchen von Heilbronn“, „Michael Kohlhaas“,
„Die Hermannsschlacht“.

Das „Käthchen von Heilbronn“ ist Kleists populär-
Stück geworden, trotz der Kritik, ihrer Bedenken und
sstellungen und trotz der Bearbeiter, die, um das Drama
die Bretter zurechtzumachen, zum Teil Verarbeiter ge-
den sind. — Im Maiheft des „Phöbus“ erschien der
Akt; im August bereits konnte Kleist, wie wir oben
Briefe an Ulrike entnahmen, das Werk an die Dres-
er Bühne verkaufen. Jedenfalls begann er die Arbeit im
il, also um die Zeit, in der ihm in Julie Kunze eine
ite Wilhelmine zu erstehen schien. Mit Tieck, den er in
sden traf, und dem er sich, als dem berühmten Dichter,
einem gewissen Stolze anschließen mochte, wurden die
elnen Akte und Scenen eifrig durchgesprochen, und es ist
er zu beklagen, daß eine von Kleist mißverstandene Äuße-

rung Tiecks uns um eine herrliche Scene gebracht hat, die zudem der ganzen märchenhaften Anlage des Dramas und dem überirdischen, somnambulen Charakter des Käthchens besser entsprochen hätte. Käthchen belauscht im Bade Kunigundens, ihrer Rivalin, Häßlichkeit. Der Schrecken verwirrt ihr Gemüt; mehr noch der Gedanke, Graf vom Strahl solle dieses Urbild des Abschreckenden zum Weibe erhalten. Sie irrt auf Felsen, und als singende Nixe sucht Kunigunde die Irrende in die feuchte Flut hinabzulocken; da wird sie vom Cherub gerettet. Diese ganze Scene strich Kleist, weil Tieck Bedenken gegen die Möglichkeit einer Aufführung geäußert; erst später merkte der Tadler, was er angestiftet hatte. Hier konnte Kleist mit Recht sagen, daß das Urteil der Menschen ihn zu viel beherrscht, „das Käthchen von Heilbronn ist voll Spuren davon."

Es ist eine Geschichte mit allem mittelalterlichen Requisit, welche Kleist zu einem Drama von hoher Schönheit ausarbeitete. Käthchen, die Tochter des ehrsamen Waffenschmiedes Theobald Friedeborn, ist in Wirklichkeit die Tochter des Kaisers. Ein Traum in der Sylvesternacht hat ihr den Geliebten gezeigt, wie ein Cherub ihn zu ihrem Lager führt. Treu ist sein Bild ihrem fünfzehnjährigen Herzen eingeprägt, und als Graf Wetter vom Strahl in die Werkstätte ihres Vaters tritt, um sich eine Schiene festbinden zu lassen, da erkennt sie in holdem Schreck ihren „hochverehrten Herrn"; sie stürzt ihm zu Füßen und muß ihm folgen auf Schritt und Tritt. Der biedere Bürger von Heilbronn klagt den Ritter bei der heiligen Feme der Verführung seines Kindes und höllischer Künste an; doch muß das hohe Gericht ihn freisprechen, da seine Unschuld klar bewiesen wird.

Graf vom Strahl hat sich seiner Feindin, Kunigunde von Thurneck, bemächtigt; aber die Besiegte wird Siegerin über des Grafen unerfahrenes Herz. Zwar liebt er das Käthchen, das ihm „folgt wie ein Hund", um seiner unerklärlichen Treue willen; doch sie ist eines Bürgerlichen Tochter,

nd kann nimmer des hochgeborenen Grafen Weib werden. :in von Kunigunde früher entlassener Liebhaber stürmt der :reulosen Burg, eben als Graf vom Strahl auf Thurneck eilt. Thurneck geht in Flammen auf. Käthchen, die den lnschlag erfahren, kommt rechtzeitig zum Orte, um aus den :rümmern des brennenden Schlosses das Wichtigste, die Schenkungsakte, die der Graf seiner Braut gemacht hat, her-uszuholen. Angetrieben wird sie dazu von der herzlosen tokette, und unter stürzenden Balken durch ihren Beschützer, en Cherub, gerettet.

Die Liebe für Kunigunde ist nicht mehr so glühend, als er Graf ihren Egoismus erkannt hat; die opferwillige Jung-rau dagegen ist ihm um so teurer geworden. Es drängt hn, das Rätsel zu lösen, warum die liebliche Maid ihm olgt. Unter den „süßduftenden Hollunderbüschen" findet er ie schlafen, und sie, die im Traume spricht wie eine Som-iambule, verrät ihm den Traum aus der Sylvesternacht. Da steigt auch in dem Grafen die Erinnerung an einen zleichen Traum, und wie ein Blitz durchfährt es seine Seele, daß Käthchen die Seine werden müsse. Im Bade belauscht Käthchen die nackte Häßlichkeit Kunigundens; die Wütende vill die, welche absichtslos ihr wahres Selbst erschaut, ver-jiften; doch wird die Unschuldige durch die Base des Grafen jerettet.

In Worms verklagt Theobald den Grafen vom Strahl beim Kaiser. Der Graf tritt im Zweikampf unbewaffnet vor den Alten, und wirft ihn zu Boden durch „den Blitz aus seiner Wimper". Der Kaiser, den Graf Strahl als Vater Käthchens vor aller Welt bezeichnet hat, muß das Gottesurteil anerkennen; denn plötzlich erinnert er sich, daß :r einmal auf dem großen Turnier in Heilbronn mit einem Bürgermädchen verschwiegene Liebe gepflogen; seine Berech-nung macht es ihm zur Gewißheit, daß Käthchen seine Toch-er ist. Er erhebt das Mädchen zur Gräfin Katharina von Schwaben und nun steht der Verbindung beider nichts im

Wege, die auch, der Giftmischerin Kunigunde zum Trotz, erfolgt.

Das ist in kurzen Worten die etwas verwickelte Fabel des Dramas; verwickelt, aber nicht ein „unzusammenhängendes Gerippe einer Rittergeschichte, bei der man sehr oft von der Kette der Ideenverbindung losgerissen wird"; so urteilte ein zeitgenössischer Kunstkritiker, und so konnte nur Böswilligkeit oder Unkenntnis urteilen. Das Käthchen ist eine liebliche, rührende Gestalt, wie das Volk sie gern in seinen Erzählungen und Geschichten mit peinlicher Treue überliefert, und wie die Dichter des Volkes sie mit Vorliebe in ergreifenden Liedern besingen.

Kleist selbst nennt das Käthchen die „Kehrseite der Penthesilea". — „Dem Heroisch-Naiven sollte hier das Anmutig-Sinnlich-Naive sich gegenüberstellen. Der großen Natur, die stürmisch ihren Antrieben folgt und mit tobender Willenskraft von glühender Liebe zu wildem Haß überspringt, die liebenswürdig-einfältige, die sich willenlos, bereit zu leiden und zu dienen, an das übermächtige Gefühl hingiebt, das sie überkommt."

Den Einfluß von Schuberts Vorlesungen über die „Nachtseiten der Naturwissenschaft" erkennen wir darin, daß Kleist seine Heldin ein Doppelleben führen läßt, daß er ihr eine Natur giebt, wie unsere modernen Somnambulen und spiritistischen „Medien" sie mit bewußter Absicht zu besitzen vorgeben. Käthchen besitzt diese Gabe als wunderbare Zugabe, wie im Märchen. Als Märchen ist auch das Ganze aufzufassen. Wenn der Titel angiebt: Großes historisches Ritterschauspiel, so hat Kleist damit nur eine Konzession an die Zeitumstände gemacht, an die Zeit, in der die „Ritterschauspiele" eine besondere Gattung der Litteratur ausmachten, und in Goethes „Götz" und Schillers „Jungfrau von Orleans" berühmte Beispiele aufzuweisen hatten.

Nicht vorschnell sei auch das Mitwirken des Somnambulismus bei Käthchen durch eine „mystische Neigung" Kleists

ls etwas, das ihm im Verkehr mit dem Vertreter
tizismus, Schubert, von außen angeflogen kam.
r Charakteristiker und feine Psychologe, der sich nicht
überall die äußersten Konsequenzen zu ziehen, ver=
: menschliche Natur bis zu jenen Grenzen, wo das
ische ins Physiologische hinübergreift, und so hat
nmal das Genie des Dichters um Jahrzehnte voraus
danken fruchtbar zu verwenden gewußt, der später als
Psychologie eine für die Erkenntnis des menschlichen
wichtige Rolle spielt. Eine ähnliche Natur wie das
zeigt der später verfaßte „Prinz von Homburg".
Märchen aufgefaßt verliert auch die Kunigunde viel
r abstoßenden Häßlichkeit in Gestalt und Charakter.
erinnen in anderen Dramen sind „dämonische, weib=
talten, deren Abglanz in jedem Spiegelbild der
rt zu finden wäre, während Käthchens abscheuliches
d nur im Geiste mittelalterlichen Märchens zu denken
igunde, weit entfernt die Nachtseiten des Verlockend=
:n zu vertreten, ist die Hexe des alten Märchens,
enzenlose moralische Häßlichkeit sich naiv auch in
Abscheulichkeit versinnlicht, und die bloß durch aller=
nste die Gestalt eines begehrenswerten Weibes an=
t weiß."

Märchen entspricht ferner, daß Käthchen zur Be=
für ihre hingebende Treue das Vorrecht einer edlen
:rhält. Denn nach mittelalterlichen Begriffen wird
itzenswerte, Edle, am sinnlichsten durch eine hohe
usgedrückt, und so bleibt Kleist streng im Rahmen
dal=konservativen" Märchens, wie auch in der mit=
hen Sphäre seines Dramas.

die Sprache könnte nun alles wiederholt werden,
der Penthesilea bereits angeführt wurde: Frische
ende Originalität der Bilder, eine harmonische Eini=
thetischer Sprache mit Elementen des Volkstons und
s Dialekts. Besonders rührend einfach, in schlichten

geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeigt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit artigeren Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr."

Kleist fühlte sich tief verletzt und schwieg. Als aber der von Goethe angenommene „Zerbrochene Krug" nicht lange nachher bei seiner Aufführung in Weimar einen schmählichen Hereinfall erlebte, und Kleist erfuhr, Goethe habe durch seine unselige Einteilung des einaktigen Stückes in mehrere Akte gewissermaßen die Ablehnung durch das Publikum inszeniert, da steigerte sich sein Grimm so, daß er, wie man erzählt, dem Dichterfürsten eine — Herausforderung zusandte. Doch verlautet darüber nichts Sicheres; aber in anderer, für einen Kleist wenig ehrenvoller Weise, machte sich sein Groll gegen Goethe Luft. Bissige, ja zum Teil geradezu verletzende, grobe Epigramme brachte er in den nun folgenden Phöbusheften auf den, der ihn seiner Meinung nach so schwer gekränkt. Die Epigramme muß man durchaus als Ausfluß seines schwer gereizten Gemütes werten. Übrigens kann Goethe von dem Verdachte Kleists wohl freigesprochen werden, denn tatsächlich war die Stimmung in den feinfühlenden, klassischen Kreisen Weimars prinzipiell gegen ihn, der in so realistisch derber Sprache seine Menschen sich ausdrücken ließ. Über Penthesilea und die Marquise von O . . ., welche vollständig im Februarheft des „Phöbus" abgedruckt war, hören wir scharf abweisende Urteile aus dem Weimarer Kunstzirkel.

Diese Feindschaft gegen Goethe, der doch die ganze damalige Literaturgeschmacksrichtung gleichsam befehligte, war nicht dazu angethan, dem „Phöbus" ein höheres Interesse zuzuwenden. Eine übermächtige Konkurrenz anderer, in jener Zeit neu gegründeter Journale, die sich durchweg eines bedeutsamen, großen Mitarbeiterkreises rühmen durften

„Phöbus“ Grab zu graben. Denn im „Phöbus“ er-
nur die beiden Herausgeber mit Beiträgen, will man
:nbedeutende Sachen des Humoristen Wetzel und des
s Schubert in der Reihe mit jenen nicht aufzählen.
persönliche Gereiztheit entsprang Kleists Gemüte.
nnte er schlecht ertragen und wenn er seinen Freund
inmal auffordert, ihm offen zu sagen, was er von
erbrochenen Kruge“ halte, so fügt er gleich darauf
:s läge ihm an seinem Urteil nichts. Wo er sein
Können eingesetzt, sich nun von anderen sagen zu
r habe sich im Wege geirrt, oder sei an dem Ziele
schossen, das war mehr, als seine herrische Natur
:n konnte. Auch sein Verkehr im Körnerschen Hause
durch gestört.
alte Körner sah Kleist gern in seinem Hause, und
dchen, Emma Körner, Julie Kunze und Körners
:rin Dora Stock, mögen mit ihm Dichtungen gelesen
vie er ihnen in ritterlicher Galanterie poetische Gaben
:t haben wird. Gelegenheitsgedichte, die zum großen
ht auf uns gekommen sind, verehrte er den Damen;
i sind seinen „Werken“ angefügt: „Jünglings-
„Mädchenrätsel“, „Katharina von Frank-
kurze, knappe Lyrika, die dabei doch in sich drama-
geschlossen sind. Jedenfalls schrieb er auch in dieser
s Idyll „Der Schrecken im Bade“. In über-
Laune ist es abgefaßt; mit neckischem, humorvollen
hreckt die Schweizermagd Johanna die badende Mar-
im Vorabend ihres Hochzeittages mit der Stimme
:rlobten, des Jägers Fritz. Das Idyll verrät, worauf
anken des Dichters gerichtet waren. Die entflohene
hien noch einmal zurückgekehrt, und in Körners Hause
an alles gethan, was die Neigung Kleists zu Julie
— denn das war die Auserkorene seines Herzens —
gen konnte. So hätte der Ruhelose hier endlich den
finden können. Oft muß er in dem Hause gewesen

sein; denn wir hören von Emma Körner: „Kleist sehen wir ziemlich oft und seine Gesellschaft gewährt uns recht viel Vergnügen; er ist ein ganz eigener Mensch, und man muß ihn genauer kennen, um ihn zu verstehen.“ Doch wie oben schon bemerkt, trübte der Streit mit Goethe sehr bald dieses trauliche Verhältnis. Körner war zu sehr in die Anschauungen der großen Weimarer hineingewachsen; er war Schillers persönlicher Freund und Vertrauter gewesen und stand mit Goethe im Briefwechsel. Kleist merkte bald die Stimmung gegen ihn, und weil er beschloß, den Umgang mit Körners Kreise abzubrechen, suchte er zuerst mit Julie ins reine zu kommen.

Er forderte sie auf — und hier bricht wieder seine grillenhafte, menschenscheue Natur hervor — mit ihm ohne Wissen ihres Vormundes in brieflichen Verkehr zu treten. Als das Mädchen dieses Ansinnen ablehnte, kam er nach drei Tagen wieder, um sich denselben Bescheid zu holen, und nun wiederholte er seine Aufforderung nach drei Wochen und nach drei Monaten, wenngleich sein Herz das Verhältnis nach der ersten ablehnenden Antwort Juliens sofort verworfen hatte.

Nach seiner Meinung hatte man gegen ihn intriguiert. Dora Stock, die „alte Jungfer“, die sich schon über seine poetischen Arbeiten aus mangelndem Verständnis sehr ungünstig ausgesprochen, schien ihm die Böse zu sein. Und als er in poetischer Kraft seinen jüngsten Erlebnissen Farbe und Gestalt geben mußte, da verdichtete sich das Idealbild vom Weibe im „Käthchen“, das seinem „hohen Herrn“ folgt, ohne die sanktionierende Aufsicht von „Oheims und Basen“, und ihr Gegenbild, die kokette, dem Männerfange lebende alte Jungfer, verkörperte er in der „Kunigunde“, Kopie frei nach Dora Stock. Jedenfalls that er dem armen Fräulein in seiner maßlosen Art unrecht.

Der „Phöbus“ hatte die gehegten Erwartungen gründlich getäuscht. Vieles verschuldeten die Herausgeber selbst. Selten erschien ein Heft zur festgesetzten Zeit, und so wurden die eifrigen Leser enttäuscht und erzürnt; auch brachte

: Zeitschrift meist Sachen, welche mit dem herrschenden Ge-
macke im Widerspruch standen, oder gar Angriffe auf den
sten Dichter Deutschlands, wodurch es bei den einen und bei
n andern verdorben wurde. Müller hatte nach Erscheinen des
bruarheftes in seiner absolutistischen Manie an Gentz ge-
rieben: „Was die Zeitgenossen darüber (über die Marquise
n O....) denken, ist gleichgültig! Alles recht Göttliche
uß wohl dreißig und mehr Jahre in irdischer Umgebung
fortreiben, das lehrt die Weltgeschichte, die Bibel, und
ird auch das Schicksal der Werke lehren, welche der Phöbus
rbreitet. Vielleicht sind sie etwas zu frühzeitig, und das
äre ihr einziger, schöner Vorwurf."

Für das Fortbestehen des „Phöbus" war indes das Ver-
iltnis der Zeitgenossen zu demselben sehr wichtig und ent-
heidend; denn sie mußten kaufen und lesen. Wer am ehe-
en dem Unternehmen entfremdete, das war der, welcher einst
n meisten davon begeistert gewesen war: Kleist. Die „Phöbus-
uchhandlung" hatte ihre Kapitalien schon erschöpft; die
nternehmer, die ehedem keinem Verleger den Gewinn hatten
innen wollen, waren jetzt schon sehr zufrieden, als die Wal-
ersche Hofbuchhandlung den Verlag für den Rest des Jahres
nahm, nachdem Göschen das Anerbieten abgelehnt hatte.
om siebenten Heft der Sammlung zieht sich Kleist allmäh-
h zurück, und brachte in der ersten Hälfte jedes Heft poe-
sche Beiträge von ihm, so finden wir in der zweiten Reihe
ır ein Bruchstück des „Käthchen" und das Idyll „Der
chrecken im Bade". Die Zeitschrift war ihm fremd gewor-
n; „was jetzt," schreibt er im August an Ulrike, „wenn
r Krieg ausbricht, daraus werden soll, weiß ich nicht. Es
ürde mir leicht sein, dich zu überzeugen, wie gut meine
ige wäre, wie hoffnungsreich die Aussichten, die sich mir
der Zukunft eröffnen: wenn diese verderbliche Zeit nicht
n Erfolg aller ruhigen Bemühungen zerstörte. Ich habe
zt wieder ein Stück (Das Käthchen von Heilbronn) durch
n hiesigen **Maître de plaisir**, Graf Vitzthum, an die säch-

sische Hauptbühne verkauft, und denke dies, wenn mich der Krieg nicht stört, auch nach Wien zu thun; doch nach Berlin geht es nicht, weil dort nur Übersetzungen kleiner französischer Stücke gegeben werden; und in Kassel ist gar das deutsche Theater abgeschafft, und ein französisches an die Stelle gesetzt worden. So wird es wohl, wenn Gott nicht hilft, überall werden. Wer weiß, ob jemand noch nach hundert Jahren in dieser Gegend deutsch spricht."

Mit dem „Phöbus" sah es schlimm genug aus; wie Dora Stock schreibt: „Überhaupt fürchte ich, daß der Phöbus nicht länger wie ein Jahr leben wird," traf es ein. Im Februar 1809 erschien das Dezemberheft des „Phöbus", zwei Monate zu spät, und trug damit das so verheißend begonnene Unternehmen ruhmlos zu Grabe.

Im Laufe des Jahres übernahm Cotta den Verlag der „Penthesilea", nachdem die Buchdruckerei des „Phöbus" einen Teil des Werkes (7 Bogen) fertig gestellt, und nun nicht mehr weiter arbeiten konnte. Der Verleger gewährt ein Honorar von 150 Thalern, und Kleist bietet ihm herzlichsten Dank; er verspricht ihm das „Käthchen von Heilbronn", das noch in diesem Jahre zur Verfügung stände, und kommt zum Schlusse zu dem überaus rührenden, und, wenn man an den Kleist denkt, der Goethe den Kranz von der Stirne reißen wollte, kaum faßbaren Geständnisse: „Wenn ich dichten kann, d. h. wenn ich mit jedem Werke, das ich schreibe, so viel erwerben kann, als ich notdürftig brauche, um ein zweites zu schreiben, so sind alle meine Ansprüche an dieses Leben erfüllt."

Kein Wunder, wenn nach all diesen Erfahrungen, nach den hochgehenden Hoffnungen zum Jahresanfang, der Dämon des Lebensüberdrusses wieder mächtig in ihm wurde, und ihm schwarze Selbstvernichtungspläne einflüsterte. Man berichtet, daß Rühle ihn an einem Herbsttage, vom Opium betäubt, in seinem Zimmer fand, und nur mit Mühe zum Leben zurückbrachte. — Eine Ahnung schien auch dem

glücklichen zu sagen, daß Adam Müller trotz vieler
:ungen seiner treuesten Freundschaft nicht der sei, für
ich ausgab. Eines Tages spazierte Kleist mit Frau
ile auf der Brühlschen Terrasse. Mitten im Gespräch
eist in die Worte aus: „Ja, ja, es ist nicht anders,
muß sterben, ich muß ihn ins Wasser werfen, wenn
nicht freiwillig seine Frau abtritt." Das gab ihm
ein Anflug von Wahnsinn ein, da er niemals
eweis von Leidenschaft für jene Frau gezeigt, und
Wahnsinn trieb ihn auch an, später, als er Müller
Elbbrücke begegnete, diesen zu fassen, und den ernst-
ersuch zu machen, ihn über die Brustwehr ins Wasser
n.

Wahnsinn und Todesgelüste verließen noch einmal
lücklichen; noch sollten im Spiegel seiner Seele herr-
der auftauchen, und noch besaß der schöpferische Geist
t, diese Bilder in lebensvoller Gestalt der Nachwelt
iefern: der deutschen Nachwelt deutsche Gestalten.
sben entstanden in jener Zeit drei seiner größten
,Das Käthchen von Heilbronn", „Michael Kohlhaas",
ie Hermannsschlacht".

„Käthchen von Heilbronn" ist Kleists populär-
ck geworden, trotz der Kritik, ihrer Bedenken und
ıngen und trotz der Bearbeiter, die, um das Drama
Bretter zurechtzumachen, zum Teil Verarbeiter ge-
sind. — Im Maiheft des „Phöbus" erschien der
t; im August bereits konnte Kleist, wie wir oben
efe an Ulrike entnahmen, das Werk an die Dres-
ihne verkaufen. Jedenfalls begann er die Arbeit im
ılso um die Zeit, in der ihm in Julie Kunze eine
Bilhelmine zu erstehen schien. Mit Tieck, den er in
traf, und dem er sich, als dem berühmten Dichter,
:m gewissen Stolze anschließen mochte, wurden die
ı Akte und Scenen eifrig durchgesprochen, und es ist
ı beklagen, daß eine von Kleist mißverstandene Äuße-

rung Tiecks uns um eine herrliche Scene gebracht
zudem der ganzen märchenhaften Anlage des Dra
dem überirdischen, somnambulen Charakter des K
besser entsprochen hätte. Käthchen belauscht im Ba
gundens, ihrer Rivalin, Häßlichkeit. Der Schrecken
ihr Gemüt; mehr noch der Gedanke, Graf vom St
dieses Urbild des Abschreckenden zum Weibe erhalt
irrt auf Felsen, und als singende Nixe sucht Kuni
Irrende in die feuchte Flut hinabzulocken; da wird
Cherub gerettet. Diese ganze Scene strich Kleist,
Bedenken gegen die Möglichkeit einer Aufführung
erst später merkte der Tadler, was er angestiftet ha
konnte Kleist mit Recht sagen, daß das Urteil der
ihn zu viel beherrscht, „das Käthchen von Heilbron
Spuren davon.“

Es ist eine Geschichte mit allem mittelalterliche
sit, welche Kleist zu einem Drama von hoher Schön
arbeitete. Käthchen, die Tochter des ehrsamen Waf
des Theobald Friedeborn, ist in Wirklichkeit die T
Kaisers. Ein Traum in der Sylvesternacht hat ihr
liebten gezeigt, wie ein Cherub ihn zu ihrem La
Treu ist sein Bild ihrem fünfzehnjährigen Herzen ei
und als Graf Wetter vom Strahl in die Werkst
Vaters tritt, um sich eine Schiene festbinden zu l
erkennt sie in holdem Schreck ihren „hochverehrten
sie stürzt ihm zu Füßen und muß ihm folgen a
und Tritt. Der biedere Bürger von Heilbronn
Ritter bei der heiligen Feme der Verführung seine
und höllischer Künste an; doch muß das hohe G
freisprechen, da seine Unschuld klar bewiesen wird.

Graf vom Strahl hat sich seiner Feindin, K
von Thurneck, bemächtigt; aber die Besiegte wird
über des Grafen unerfahrenes Herz. Zwar lieb
Käthchen, das ihm „folgt wie ein Hund“, um sei
klärlichen Treue willen; doch sie ist eines Bürgerliche

und kann nimmer des hochgeborenen Grafen Weib werden. Ein von Kunigunde früher entlassener Liebhaber stürmt der Treulosen Burg, eben als Graf vom Strahl auf Thurneck weilt. Thurneck geht in Flammen auf. Käthchen, die den Anschlag erfahren, kommt rechtzeitig zum Orte, um aus den Trümmern des brennenden Schlosses das Wichtigste, die Schenkungsakte, die der Graf seiner Braut gemacht hat, herauszuholen. Angetrieben wird sie dazu von der herzlosen Kokette, und unter stürzenden Balken durch ihren Beschützer, den Cherub, gerettet.

Die Liebe für Kunigunde ist nicht mehr so glühend, als der Graf ihren Egoismus erkannt hat; die opferwillige Jungfrau dagegen ist ihm um so teurer geworden. Es drängt ihn, das Rätsel zu lösen, warum die liebliche Maid ihm folgt. Unter den „süßduftenden Hollunderbüschen" findet er sie schlafen, und sie, die im Traume spricht wie eine Somnambule, verrät ihm den Traum aus der Sylvesternacht. Da steigt auch in dem Grafen die Erinnerung an einen gleichen Traum, und wie ein Blitz durchfährt es seine Seele, daß Käthchen die Seine werden müsse. Im Bade belauscht Käthchen die nackte Häßlichkeit Kunigundens; die Wütende will die, welche absichtslos ihr wahres Selbst erschaut, vergiften; doch wird die Unschuldige durch die Base des Grafen gerettet.

In Worms verklagt Theobald den Grafen vom Strahl beim Kaiser. Der Graf tritt im Zweikampf unbewaffnet vor den Alten, und wirft ihn zu Boden durch „den Blitz aus seiner Wimper". Der Kaiser, den Graf Strahl als Vater Käthchens vor aller Welt bezeichnet hat, muß das Gottesurteil anerkennen; denn plötzlich erinnert er sich, daß er einmal auf dem großen Turnier in Heilbronn mit einem Bürgermädchen verschwiegene Liebe gepflogen; seine Berechnung macht es ihm zur Gewißheit, daß Käthchen seine Tochter ist. Er erhebt das Mädchen zur Gräfin Katharina von Schwaben und nun steht der Verbindung beider nichts im

Wege, die auch, der Giftmischerin Kunigunde zum Trotz, erfolgt.

Das ist in kurzen Worten die etwas verwickelte Fabel des Dramas; verwickelt, aber nicht ein „unzusammenhängendes Gerippe einer Rittergeschichte, bei der man sehr oft von der Kette der Ideenverbindung losgerissen wird"; so urteilte ein zeitgenössischer Kunstkritiker, und so konnte nur Böswilligkeit oder Unkenntnis urteilen. Das Käthchen ist eine liebliche, rührende Gestalt, wie das Volk sie gern in seinen Erzählungen und Geschichten mit peinlicher Treue überliefert, und wie die Dichter des Volkes sie mit Vorliebe in ergreifenden Liedern besingen.

Kleist selbst nennt das Käthchen die „Kehrseite der Penthesilea". — „Dem Heroisch-Naiven sollte hier das Anmutig-Sinnlich-Naive sich gegenüberstellen. Der großen Natur, die stürmisch ihren Antrieben folgt und mit tobender Willenskraft von glühender Liebe zu wildem Haß überspringt, die liebenswürdig-einfältige, die sich willenlos, bereit zu leiden und zu dienen, an das übermächtige Gefühl hingiebt, das sie überkommt."

Den Einfluß von Schuberts Vorlesungen über die „Nachtseiten der Naturwissenschaft" erkennen wir darin, daß Kleist seine Heldin ein Doppelleben führen läßt, daß er ihr eine Natur giebt, wie unsere modernen Somnambulen und spiritistischen „Medien" sie mit bewußter Absicht zu besitzen vorgeben. Käthchen besitzt diese Gabe als wunderbare Zugabe, wie im Märchen. Als Märchen ist auch das Ganze aufzufassen. Wenn der Titel angiebt: Großes historisches Ritterschauspiel, so hat Kleist damit nur eine Konzession an die Zeitumstände gemacht, an die Zeit, in der die „Ritterschauspiele" eine besondere Gattung der Litteratur ausmachten, und in Goethes „Götz" und Schillers „Jungfrau von Orleans" berühmte Beispiele aufzuweisen hatten.

Nicht vorschnell sei auch das Mitwirken des Somnambulismus bei Käthchen durch eine „mystische Neigung" Kleists

erklärt, als etwas, das ihm im Verkehr mit dem Vertreter des Mystizismus, Schubert, von außen angeflogen kam. Kleist, der Charakteristiker und feine Psychologe, der sich nicht scheute, überall die äußersten Konsequenzen zu ziehen, verfolgte die menschliche Natur bis zu jenen Grenzen, wo das Psychologische ins Physiologische hinübergreift, und so hat wieder einmal das Genie des Dichters um Jahrzehnte voraus einen Gedanken fruchtbar zu verwenden gewußt, der später als Physio-Psychologie eine für die Erkenntnis des menschlichen Geistes wichtige Rolle spielt. Eine ähnliche Natur wie das Käthchen zeigt der später verfaßte „Prinz von Homburg".

Als Märchen aufgefaßt verliert auch die Kunigunde viel von ihrer abstoßenden Häßlichkeit in Gestalt und Charakter. Giftmischerinnen in anderen Dramen sind „dämonische, weibliche Gestalten, deren Abglanz in jedem Spiegelbild der Gegenwart zu finden wäre, während Käthchens abscheuliches Gegenbild nur im Geiste mittelalterlichen Märchens zu denken ist. Kunigunde, weit entfernt die Nachtseiten des Verlockend-Weiblichen zu vertreten, ist die Hexe des alten Märchens, deren grenzenlose moralische Häßlichkeit sich naiv auch in physischer Abscheulichkeit versinnlicht, und die bloß durch allerhand Künste die Gestalt eines begehrenswerten Weibes anzunehmen weiß."

Dem Märchen entspricht ferner, daß Käthchen zur Belohnung für ihre hingebende Treue das Vorrecht einer edlen Geburt erhält. Denn nach mittelalterlichen Begriffen wird das Schätzenswerte, Edle, am sinnlichsten durch eine hohe Geburt ausgedrückt, und so bleibt Kleist streng im Rahmen des „feudal-konservativen" Märchens, wie auch in der mittelalterlichen Sphäre seines Dramas.

Über die Sprache könnte nun alles wiederholt werden, was bei der Penthesilea bereits angeführt wurde: Frische und treffende Originalität der Bilder, eine harmonische Einigung pathetischer Sprache mit Elementen des Volkstons und sogar des Dialekts. Besonders rührend einfach, in schlichten

Naturlauten, und dabei gerade gewaltig ergreifend
Sprache des Käthchens, von bestrickendem Liebreiz
einzig schönen Scene unter den „süßduftenden Ho
büschen“.

Nur die Gestalt des Kaisers scheint, wenn man v
derem Tadel in der Komposition und der zum End
genden Flüchtigkeit des letzten Aktes absehen will, ein
zeichnet. Er steht allerdings dem Verlaufe der Ha
so, wie sie sich vor unseren Augen abspielt, fern;
ist doch ausschlaggebend für das Schicksal der Hauptp
und bringt die Dinge zu einem Schlusse. Und da b
in unserer Erinnerung nur als ein Schwächling. Wi
auch die strenge Kunstkritik dem Kaiser die Rolle eine
ex machina vor, sein plötzliches Erscheinen ist wie
märchenhaft; „wenn Menschenkräfte nicht helfen können
muß des Kaisers Majestät herbei, dann muß ein
vom Himmel herunter, um dem gefährdeten Helde
Recht zu verhelfen.“

Am 17., 18. und 19. März 1810 wurde da
im Theater an der Wien aufgeführt. Der Autor hatt
Bühne sein Werk für 300 Gulden verkauft. D
„Käthchen“ für die besonderen Verhältnisse der Bühn
stutzt wurde, braucht wohl erst kaum hinzugefügt zu
Später haben verschiedene das Wagnis unternomm
Dichtung umzugestalten und für die Bühne einzurichte
hat Franz von Holbein eine Bearbeitung geliefert, n
richteten Eduard Devrient, Feodor Wehl, Heinrich
Karl Siegen das Drama bühnengerecht zu, der ein
der andere weniger pietätvoll.

Als Kleist einmal Pfuel aufforderte, sich selbst i
matischen zu versuchen, erzählte ihm dieser als geeig
Geschichte des „Michael Kohlhaas“. Das war
der Zeit gewesen, da Kleist als Königsberger Diä
wenig erfreuliches Dasein fristete; gleich hatte er
ergreifenden Stoffes bemächtigt und begann, ihn nov

ehandeln. Denn dafür, das erkannte Kleist, eignete er besser als für ein Drama. Im Juniheft des Phöbus ien der Anfang der Erzählung, mit dem Überfall der lkenburg endigend und mit der Ankündigung „Fortng folgt."

Versuchen wir den Inhalt der Erzählung kurz wiederben, so werden wir dabei auf die Quelle des Kohlhaas iesen, auf die ungedruckte märkische Chronik von Hafftitz, ie in Schöttgens „Diplomatischer und kuriöser Nachlese Historie Obersachsens" (1731) ausgeschrieben ist.

Zur Zeit Luthers, im Jahre 1540, wird dem Michael haas, einem Roßhändler und Sohn eines Schulmeisters, n der „rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Men- seiner Zeit" von dem Junker von Tonka eine Koppel er Pferde angehalten. Ohne einen Schein von Recht der Gewaltthäter die Pferde in seinem Dienste veren und der Knecht, der zur Wartung der Rappen daeben ist, wird auf den Tod mißhandelt. Bei dem Ver- sich auf gesetzlichem Wege Recht zu verschaffen, mißn alle Schritte des Roßkamm, und er muß sogar sein s Weib dadurch verlieren. Er sieht sein Rechtsgefühl, in, wie eine Goldwage, tief verletzt, ja verhöhnt und htet. Da verhärtet er sein Gemüt zur finstersten Rache. seinen Knechten überfällt er die Tronkenburg, sengt und et, und nur der Junker, nach dem er sucht, entgeht durch ein Wunder seiner Hand. Aber einmal auf dem e des Aufrührers und Mordbrenners, folgt er dem tödGehaßten, und alle Stätten, wo sein Opfer Schutz sucht, en seine furchtbare Rache empfinden. Die gegen ihn aufenen Kriegerscharen besiegt er, und selbst das Wort Luthers, er hoch verehrt, vermag seinem verwundeten Rechtsge- gegenüber nichts. Das Land ist in Schrecken; des haas Scharen wachsen an, und er ist entschlossen, bis Äußersten sein Recht zu suchen, obgleich er sich sagen , daß er durch sein unrechtliches Thun jeden Anspruch

auf Nachsicht verwirkt hat. Der schwache Kurfürst von
sen ladet ihn unter Zusicherung freien Geleits zu Bei
der Streitsache nach Dresden. Während hier sich al
seinen Gunsten zu entwirren scheint, zieht sich von o
Seite das Netz zusammen: sein Genosse Nagelschmid
und brennt unter Kohlhaas' Namen fort. Des gel
Einverständnisses mit diesem angeklagt, wird die A
aufgehoben, ihm der Prozeß gemacht und er zum To
urteilt. Der Junker, der den Anlaß zur ganzen un
Geschichte gegeben, wird nach dem Gesetze bestraft; Ko
fällt unter dem Beil des Henkers.

Wie alle Kleistischen Helden stellt auch der Ro
sein Thun und Handeln einzig und allein auf ei
fühl: das Rechtsgefühl. Aber keiner von allen
nach des Dichters Art alles an alles gesetzt, wie
Sein Verstand spricht nirgends mit; aus dem ve
Gefühl heraus verübt er seine Greuelthaten, die ih
Verstand als abscheulich hätte erkennen lassen müssen.
wir wieder an der Erzählung bewundern müssen,
Kunst, ohne beschreibende Details, ohne Reflexion
durch Thatsachen die Persönlichkeit eines seltenen M
bis in die verborgensten Falten seines Gemütslebens
scharf und plastisch zu schildern. Wenig Dialog, kei
örterungen, keine ausgesprochenen Meinungen wed
Dichters noch der auftretenden Personen, nur Tha
finden wir, und diese Thatsachen sprechen für den
und zeichnen ihn mit scharfen Strichen. Fürwahr
Novelle trifft nicht den Verstand so sehr als das Gem
Kleists Wort: „Nicht das, was dem Sinne dargest
sondern das, was das Gemüt durch diese Wahrne
erregt, ist das Kunstwerk," erhält bei seinem „Michae
haas" Beleuchtung und volle Berechtigung.

Tieck, mit dem, wie bereits oben angegeben, der
in Dresden viel verkehrte, fand ihn „in seinem äußere
halten ernst und schweigsam, keine Spur von vordrin

telkeit, aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes in
nem Benehmen, gewissenhaft ängstlich in seinen langsam
rrückenden, oft sich verändernden Arbeiten, und selbst am
werſten zu befriedigen." Wie ihm das öftere Umarbeiten
ner Werke schon im Käthchen einen schlimmen Streich ge-
elt, als er eine organische Scene wegstrich, so erging es
n auch im Michael Kohlhaas. Er entfernte zwar nichts
esentliches; aber er brachte nun ein Element hinein, wel-
s der ursprünglichen Anlage der Novelle durchaus fremd
r, und wie eine Schlacke einem sonst reinen Edelstein an-
ftet. Im Michael Kohlhaas hatte er sich das Thema ge-
t, die furchtbare Gefühlsverwirrung und die daraus her-
rgehende entsetzliche Selbsthilfe eines Menschen zu schildern,
sen goldwagenfeines Rechtsgefühl auf das Empfindlichste
letzt wird; und ist fast bis zum Schluß dieser Gedanke
t vollendeter Meisterschaft in der Geschichte anschaulich dar-
tellt, so bringen ihn die Wirren späterer Tage selbst in
rwirrung, und trüben seinen Künstlerblick „dergestalt, daß"
· um eine der beliebtesten Kleistischen Konjunktionen zu gebrau-
n — er seiner persönlichsten politischen Stimmung Raum
bend, seine Abneigung gegen das reichsuntreue sächsische
us und seine Anhänglichkeit an das energische Preußen
unzweideutigster Weise kundgiebt.

Denn in die Geschichte vom Kohlhaas, die ursprünglich
f sächsischem Boden spielt, tritt plötzlich der Kurfürst von
andenburg im schroffsten Gegensatz zu dem sächsischen
hwächling ein. Eine Zigeunerin prophezeit dem Branden-
rger Glück und Ruhm; dem Sachsen sagt sie nichts, son-
n Jahreszahl und Geschick und des Reiches Ende schreibt
auf einen Zettel und verschließt ihn in einer bleiernen
psel, die sie dem Kohlhaas giebt. Dieser, nur in einem
drigen Gefühl der Rache schwelgend, welche er durch die
derbare Gunst des Geschickes nun ausführen kann, ver-
lngt auf dem Schafotte den Zettel vor den Augen des
zweifelnden Fürsten, der mit krankhaftem Verlangen den

rätselhaften Inhalt zu wissen wünscht, und ohnmächtig niedersinkt. Dabei will uns Kleist in Anwandlung eines zweifelhaften Mysticismus glauben machen, jene Zigeunerin sei das Weib des Roßkammes, das nach seinem Tode noch auf der Erde wandele. Dieses Einschiebsel ist ein fremdartiger Zusatz, der ursprünglich sicher nicht in der Intention des Dichters gelegen, und der von diesem erst 1810 hineingebracht wurde, als er durch die politische, leidenschaftliche Stimmung jener Tage verwirrt, dem „Kohlhaas" — sehr zum Nachteil des Kunstwerkes — von seinem eigenen Grolle beimischte.

Den höchsten Schein der Wahrheit weiß der Dichter seiner Geschichte zu geben: kurz hingeworfene Andeutungen, wi „nach einer alten Chronik" bearbeitet, das „Weitere" mög man „in der Geschichte" nachlesen, und die ganze, innerlic begründete Wahrscheinlichkeit der Erzählung können in de That dazu verführen, die fast ganz erfundene Fabel al historisches Faktum hinzunehmen, und wenn das von wenig vorsichtigen Geschichtsschreibern wirklich geschehen ist, so er lebt darin die Kunst des Poeten ihre höchste Anerkennung Und doch hätte eine nähere Prüfung jene Geschichtsschreibe aufklären können: Kleist spricht in dem „Kohlhaas" von de „Hamburger Bank", von „Papiergeld", schildert Dresden, wi es etwa zu der Zeit aussah, als er darin wohnte, und sche hier wie auch sonst in seinen Schöpfungen grobe Anachronis men nicht, wie er sich allgemein in der Beobachtung eine sogenannten „Zeitkolorits" keinen Zwang auferlegte.

Michael Kohlhaas ist ohne Zweifel die bedeutendste n vellistische Schöpfung Kleists. Das abgerundete Bild mit de Hintergrunde kräftig pulsierenden Volkstums entschwind nicht so leicht der Erinnerung dessen, der die Erzählung ei mal anteilnehmend gelesen hat. Für die Aktualität d Stoffes spricht ganz besonders der Umstand, daß bis in u sere Zeit Dramatiker von Bedeutung sich an ihn hera gewagt haben und den von Pfuel zuerst gehegten Gedanke

lhaas“ zu dramatisieren, ausführten, — ob mit Er-
be hier unentschieden.
: schon in der düsteren Geschichte des Roßkammes
ische Wirrwarr der damaligen unglücklichen Zeit-
sse wie Kanonendonner durchgeklungen, so ist die
höpfung jener Dresdener Tage ganz aus dem wehe-
ren Zeitbewußtsein heraus geboren. Aber hier wird
s im Kohlhaas die Harmonie des Kunstwerkes be-
gte, vollbewußte, künstlerische Absicht: „Die Herr-
chlacht“ ist Tendenzstück im höchsten Sinne des
Wenn irgendwo, so spricht sich in der genialen
Kleists der thatbegeisterte Haß Alldeutschlands gegen
zösischen Unterdrücker in ergreifenden, feurigen Wor-
und wenn die nationale Not damals manchem die
die Hand drückte zu einer hinreißenden patriotischen
, so marschiert die Herrmannsschlacht allen jenen
voran.
litterarisch und psychologisch interessant, den Dichter
hchen“ aus der romantisch-mystischen Sphäre mittel-
r Märchen nun plötzlich in das wilde Getriebe des
neingeschleudert zu sehen. Und hier steht er gleich
unentwegt, und weiß die rechten Worte und die
eise zu finden und bethätigt damit die Erfahrung,
Genie nur dem Ruf der Zeit zu folgen braucht,
ich sich seiner Aufgabe bewußt zu werden. Aller-
r diese Wandlung nicht plötzlich geschehen. Im Jahre
te Kleist von Bern aus, als dort die französischen
helden das Land mit Mord und Brand in die Frei-
ichheit-Brüderlichkeit einführten, geschrieben: „Ich
ich gar keine politische Meinung habe, brauche nichts
en und zu fliehen.“ Einen Monat später nennt er
poleon den „allgemeinen Wolf“ und den „Aller-
ul“ und gar im Jahre 1806, im einsamen Königs-
mt ihm die ganze furchtbare Bedeutung der franzö-
Waffenerfolge zum Bewußtsein: „Es wäre schrecklich,

wenn dieser Wüterich sein Reich gründete. Nu
Teil der Menschen begreift, was für ein Verd
unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind d
ten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplü
Europa abgesehen, um Frankreich reich zu mac

Kurze Zeit empfand er auch die Macht des
Wolfes" persönlich. Er wird in Berlin gefange
und, wie bereits gemeldet, als Spion nach Fran
portiert. „Es ist widerwärtig," schreibt er im
von Chalons sur Marne aus, „unter Verhältni
bestehenden sind, von seiner eigenen Not zu rede
von unserer Art sollten immer nur die Welt d
sind das für Zeiten! Und das Heilloseste da
man nicht einmal davon reden darf."

Das Letztere erfuhr er auch wieder an sich
seine Dichtung, die „Herrmannsschlacht", durch
freundeten Collin an die Direktion des Wiener
einsandte. Wegen ihres politischen Charakters,
von Politik öffentlich nicht reden durfte, lehn
Tragödie ab, und der Unmut des Dichters da
sich in jenem Distichon aus, das er unter den T
Manuskript schrieb:

> Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leier zum Ruhm d
> Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verweh

Das Drama enthält die Vorbereitungen zur
Teutoburger Walde, den Verlauf der Schlacht s
dem glücklichen Ausgang die Einigung Deutsc
dem siegreichen Scepter des Arminius. Diese
selvolle Handlung ist an und für sich dürftig,
die dramatische Ausführung sehr erschweren.
beitete Kleist eine Menge kleiner Ereignisse in
handlung hinein, die alle miteinander verknüp
gemeinsam zu dem einen großen Ende hindränge
sam organisch hervorgewachsen erscheinen. Durch
griff und ebenso durch das Interesse, welches er

den des Dramas zu erzwingen versteht, verdeckt der Autor auf geschickte Weise, „daß die dramatische Handlung selbst beinahe ohne alle Entwicklung ist.“

So zieht sich als bedeutsamste Episode wie ein Faden durch die ganze Tragödie die Liebeständelei zwischen der Gattin Herrmanns und dem römischen Legaten Ventidius. Von seiner Seite ist es ein frivoles Spiel, schauspielerische Überschwenglichkeit, vermischt mit einer Dosis aufgeregten Sinnenkitzels. Thusnelda gewährt (mit Zustimmung und auf Anraten ihres Gemahls) ein taktvolles Entgegenkommen, wenngleich sie sich hinterher mit Schrecken gestehen muß, daß sie wirklich in „das Affengesicht“ verliebt ist. Allerdings giebt die Treue gegen ihren Gatten jedem die sichere Gewähr, daß das Liebesverhältnis stets in den Grenzen der Sitte und des Anstandes bleiben wird, aber meisterhaft hat der Dichter es verstanden, den Zuhörer beständig in Atem zu halten; denn wie das Ende wird, kann keiner voraussagen. Daß Thusnelda wirklich ein tieferes Gefühl für den Römer hegt, verrät ihre angstvolle Bitte, doch den Ventidius vor dem allgemeinen Gemetzel auf der Teutoburg auszunehmen, wenn das Freiheitsschwert der Cherusker am nächenden Nornentage blutige Ernte halten soll. Herrmann gewährt es ihr; denn er weiß, daß sie nachher ganz anders sprechen wird.

In einer früheren trauten Stunde hat nämlich Ventidius der Fürstin eine von den seidenweichen Locken geraubt. Sie verzieh damals, weil sie glaubte, sein überwallendes Zärtlichkeitsgefühl habe den Jüngling hingerissen. Da liest ihr Herrmann den Brief vor, den einer seiner Krieger einem römischen Boten abgejagt. Darin findet sich die geraubte Locke, und in einem beigefügten Schreiben an „Livia, Roms große Kaiserin“, verspricht ihr der Legat das ganze Haar, von dem er hier eine Probe beilegt, das „sogleich, wenn Herrmann sinkt, die Schere für dich ernten wird vom Haupt der Fürstin selber der Cherusker.“ Da wandelt sich in ihr der Funke

der Liebe zu einem Brande auflodernden Hasses. Ihr deutscher, einfältiger Sinn hätte eine solche Niedertracht nicht einmal denken können, und im Augenblick verzweifelt sie an allem, sogar an sich selbst. Nachdem sie sich dann gefaßt, bittet sie den Ventidius zur eigenen Rache aus und vollzieht dann diese Rache in einer Weise, die gräßlich und empörend erscheint; aber im Zusammenhang der Thatsachen wenigstens erklärbar ist. Nur ein Dichter wie Kleist, der die Tiefen furchtbarer Leidenschaft zu ergründen und darzustellen vermochte, und nirgends, auch in der Kunst nicht, vor dem Letzten zurückbebte, konnte dieses ersinnen: Thusnelda läßt den liebebrünstigen Jüngling zu einer nächtlichen Zusammenkunft einladen und in einer verschwiegenen Schlucht erwarten den Unglücklichen statt der Arme der Liebe die todbringenden Tatzen der hungrigen „zottelschwarzen Bärin von Cheruska".

Dieselbe realistische Anschaulichkeit, welche die obige Nebenhandlung auszeichnet, ist auch den übrigen Einzelepisoden aufgeprägt: Wie der eigene Vater seine von römischen Söldlingen geschändete Tochter Hally, als ein germanischer Virginius, ersticht und auf Herrmanns Rat die Leiche zerstückelt an die zwölf Stämme Germaniens schickt, alles zu tobendem Aufruhr fortreißend, ferner die cheruskische Alraune, die dem irrenden Varus an der Spitze seiner Feldherrn treffende, niederschmetternde Antworten giebt, und der Zweikampf zwischen Fust und Herrmann, wer von ihnen die Ehre davontragen soll, den Varus zu fällen.

Man hat von den Römergestalten Shakespeares gesagt, daß man ihnen nur den Rock statt der Toga anzuziehen brauche, um zu erkennen, daß der Dichter die Engländer seiner Zeit geschildert habe. Ähnliches kann man von Kleists Römern der „Herrmannsschlacht" sagen. Wir bemerkten schon, daß dieses Drama ganz aus dem Zeitbewußtsein heraus geboren worden sei. „Um das Stück ganz und voll zu verstehen, muß man nicht vor allem an die Zeit der Völker-

nderung, sondern an die der Napoleonischen Gewaltherr-
aft in Deutschland zurückdenken. Rom ist Frankreich, die
rsten der Cimbern, Nervier und Ubier keine anderen als
des Rheinbundes, die sich vertragsmäßig dem Weltherrscher
terordnen, Herrmann die verkörperte Sehnsucht des Dichters,
Angst- und Notschrei der Nation nach einem Manne,
mit rücksichtsloser Thatkraft über Verträge und Bünd-
e, ja selbst über sittliche Bedenken hinweg auf die Lösung
nationalen Befreiungsaufgabe losschreitet."

Wir verstehen es deshalb auch, wenn Herrmann nicht ein
ich ganz unanfechtbarer Charakter ist. „Nicht ohne Ab-
t ist der Verrat, den Herrmann an den Römern verübt,
grellste Licht gestellt, nicht ohne Absicht wird List und
rug durch den großen Zweck geheiligt, nicht ohne Absicht
d die bestrickende Liebenswürdigkeit der Römer als die
chelei der tiefsten Korruption, gegen die jedes Mittel er-
t ist, entlarvt."

Unter demselben Gesichtspunkte der Tendenz muß auch
snelda betrachtet werden, deren Zeichnung in der Herr-
nsschlacht gegen das konventionelle Idealbild bedenklich
rastiert. Dahlmann, ein Freund Kleists, hat uns hier-
des Dichters Äußerung aufgezeichnet: „Sie ist im Grunde
recht brave Frau," sagte Kleist gelegentlich zu ihm, „aber
wenig einfältig, wie die Weiber sind, die sich von den
zösischen Manieren fangen lassen."

Das Manuskript der „Herrmannsschlacht" sandte Kleist
Neujahrstage 1809 an Herrn von Collin ab zur Befür-
tung bei der Leitung des Wiener Burgtheaters. Er hätte
ern noch früher aufgeführt gesehen als das bereits ge-
te „Käthchen"; weil, wie er schrieb, es seines Erfolges
rer schiene. Drei Monate vergingen dann in gespannter
artung. Nachricht scheint ihm nicht zugegangen zu sein;
er verlangt von Collin in einem Briefe vom 20. April
chluß über das Schicksal seines Stückes. „Doch wie
s, mein teuerster Freund," schrieb er, „mit der Herr-

mannsschlacht? Sie können leicht denken, wie sehr 1
Aufführung dieses Stücks, das einzig und allein au
Augenblick berechnet war, am Herzen liegt. Schreib
mir bald: es wird gegeben; jede Bedingung ist mir
gültig, ich schenke es den Deutschen; machen Sie m
es gegeben wird."

Er erkannte klar, wie mächtig gerade in diesem Zei
die begeisternde Dichtung auf das Volk wirken müsse, t
dumpfbohrenden Hasse gegen den allgemeinen Unte
durch sein Feuerwort der rechte Ausdruck verliehen
Aber auch diese Möglichkeit, von den weltbedeutende
tern herab in die Bewegung durch die Gewalt des
einzugreifen, blieb ihm versagt: die Herrmannsschlach
nicht aufgeführt.

Erst in späteren Tagen wagte man den Versuch: 1
nationalen Großthat des Jahres 1870. Da hat es de
ters Genius bewiesen, daß er seinen Stoff über de
eines Zeitbewußtseins hinaus zu vertiefen verstand
seine Dichtung berührte mächtig die Herzen.

Kleist hatte seine Zeit verstanden. Die Flammengl
empörten Zornes glühte auch in seiner Seele; der
tismus ergriff auch sein Herz und bewegte seine S
kraft zu hinreißenden Gesängen von erhabener Schön
düsterem Schauer. Die leidenschaftliche Unzufriedenheit
damals alle Gemüter beherrschte, bohrte sich auch
Inneres ein und ließ ihn nicht mehr los. Er mußt
thun; er mußte mithelfen an der Vertreibung des
drückers; das war der Gedanke, der ihn unaufhörlich
tigte. Aller Blicke waren damals nach Spanien g
wo allein der Unüberwindliche in dem allgemeinen
aufstande bezwingbar erschien. Palafox, den Verteidi
Saragossa, feierte er in rauschenden Rhythmen; den
Franz den Ersten und Erzherzog Karl fordert er i
zur befreienden That auf. In seinem „Kriegslie
Deutschen" ruft er seinen Brüdern zu, mit der Bi

d auf den Franzmann zu jagen, wie man die Tiere
dnis, „Zottelbär und Panthertier“ vertilgt.
on im Anfange des April 1809 hatte Kleist die Ab-
it dem kaiserlichen Gesandten, Grafen Buol, nach
u gehen; denn von Österreich hoffte er Befreiung
unerträglichen Lage, wenngleich ihm sein Pessimis-
r einen „schönen Untergang“ zu erwarten übrig läßt.
war ihm verleidet, und die Sachsen besonders ver-
r wegen ihrer Liebäugelei mit den Franzosen. Doch
einstweilen; inzwischen wurden die Österreicher in der
bei Regensburg von Napoleon geschlagen.
Woche später führt er den Vorsatz, Dresden zu ver-
wirklich aus. Ein junger Mann aus Wismar, Fried-
hlmann, verabredete mit ihm eines Abends eine
haftliche Reise nach Österreich. Noch am selben Abend
e beiden zusammen fort. Das war am 29. April;
Mai richtet Kleist an Ulrike ein Schreiben aus Teplitz.
et ihr den letzten Abschiedsgruß. Was er in Öster-
innen will, weiß er noch nicht; alles soll indessen
überlassen bleiben. Auch um Geld bittet er die
r wieder, wie ja fast in keinem einzigen der Briefe
iese Bitte fehlt. Er schließt: „Lebet inzwischen wohl,
en uns wiedersehen oder nicht, dein Name wird das
ort sein, das über meine Lippen geht, und mein erster
(wenn es erlaubt ist) von jenseits wieder zu dir
ren. Adieu, adieu.“
mann hat uns über die bedeutsameren Ereignisse
neinschaftlichen Wanderung eine interessante Schil-
hinterlassen. Zunächst gingen sie nach Prag, und
über Znaim auf Wien zu. Als sie in Stockerau
gen des 21. Mai beim damals von Kleist eifrig be-
„Kriegsspiel“ saßen, trat der Gastwirt zu ihnen
Worten: „Was, meine Herren, Sie sitzen beim Spiele
n nicht, daß die Schlacht angefangen hat?“ Es war
lspern. Da warfen sie denn freilich alles zusammen. —

Als sie am anderen Tage das Schlachtfeld besuchten, passie
ihnen durch eine unvorsichtige Frage Dahlmanns ein u
angenehmer Zwischenfall. Er fragte einen Bauern, ob d
Franzosen über die Lobau eine Brücke gehabt hätten. D
glaubte, sie wollten zu den Franzosen, seien also Feinde od
Spione und machte die Anzeige. „Wir sahen uns ni
bloß bald um unsere Pässe befragt," schreibt Dahlmann, „so
dern in förmliche Untersuchung genommen. Hunderte v
Soldaten strömten herbei, die einander zuriefen, man h
ein paar französische Spione gefangen. Da machte es m
nun wahrhaft ingrimmig, als Kleist von seinen Gedich
hervorzog und namentlich das von Kaiser Franz ein pa
Offizieren reichte. Diese tapferen ehrlichen Leute betrachte
jedes politische Gedicht als eine unberufene vorwitzige Ei
mischung, und als sie nun vollends hinter Kleists Nam
kamen, machten sie mit einer unglaublichen Geringschätzu
der preußischen Waffenthaten ihm geradezu die Übergabe v
Magdeburg durch seine Verwandten zum Vorwurf. — D
Ende war: wir wurden ins Hauptquartier des Marscha
Grafen Hiller nach Neustädt gebracht, und obgleich die
sich gleich zurecht fand und uns mit sehr gütigen Wor
empfing, nur daß er unsere Wanderung auf ein frisc
Schlachtfeld hin etwas verwegen fand, mußten wir uns d
entschließen, todmüde wie wir waren, unser nächtliches Unt
kommen noch eine gute Strecke weiter im Dorfe Kage
zu suchen."

Ob nun dieser widerwärtige Zwischenfall die beiden
von abhielt, weiter in das vom Kriege überzogene Land v
zudringen, oder ob ein anderer Umstand sie bestimmte,
kehrten nach Prag zurück. Dort fand Kleist wieder, wie e
in der Dresdener Zeit, willkommenen Zutritt zu den höhe
Kreisen; Graf Buol und Graf Kolowrat interessierten
für ihn, und im Hause des letzteren las er mit vielem B
fall einige seiner politisch-satyrischen Aufsätze vor. Das
fallen, das daran gefunden wurde, reifte in ihm den la

Plan, die Aufsätze in einer politischen Zeitschrift
Volke mitzuteilen. Sie sollte den Titel „Germania"
Kleist schwamm in einem Strome thatfroher Be-
ig; davon zeugt der Anfang des Vorwortes, mit wel-
die Zeitschrift zu eröffnen gedachte: „Diese Zeitschrift
erste Atemzug der deutschen Freiheit sein. Sie soll alles
hen, was während der drei letzten, unter dem Druck
nzosen verseufzten Jahre in den Brüsten wackerer
er hat verschwiegen bleiben müssen: alle Besorgnis,
fnung, alles Elend und alles Glück."
elbe Begeisterung in mächtig ergreifenden Worten
as empfindungsgewaltige Gedicht „Germania an
inder". Nirgendwo in der deutschen Litteratur fin-
Verse von so erhaben patriotischem Schwung, von
nonischer Wildheit, von solch urwüchsiger Natürlichkeit
nsprühender Dialektik wie die folgenden:

Alle Triften, alle Stätten
  Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
  Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
  Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
  Und ihn dann die Grenze sein!

Chor.

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
  Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
  Fragt euch nach den Gründen nicht! —

ist, wie wenn ein glühender Haß diese Imperative
den Zähnen hervorzischte. Das ist nicht mehr die
ldenmut anfeuernde Sprache der Barden, die in der
nnsschlacht so meisterhaft nachgeahmt wird; das ist
ben der Verzweiflung gegen die erdrückende Gewalt,
idenschaft, der kein Mittel unerlaubt erscheint.
e Reihe von Aufsätzen für seine Zeitschrift hatte Kleist
rher entworfen: vier Briefe, in denen er „nacheinander

einem rheinbündischen Offizier, einem märkischen Lan
lein, dem Bürgermeister einer Festung und einem ‚poli
Pescherü‘ das Wort giebt;“ ferner einen „Katechism
Deutschen“, worin er in sechzehn Kapiteln durch Fra
Antwort zwischen Vater und Sohn alle Pflichten des
schen seinem Vaterlande und auch seinem Unterdrücker
über in einfach-eindringlicher Sprache erörtert, und ein
buch der französischen Journalistik“.

Schade, daß alle diese Schriftwerke still, wie der
sie ersonnen, in seinem Pulte verblieben, statt in den
des Tages hinauszutreten. Denn aus der Gründu
Zeitschrift wurde nichts. Die Schlacht bei Wagram
und 6. Juli schnitt alle Hoffnungen des Dichters al
poleon hatte gesiegt, und der erste Atemzug der Freihei
vor der Hand auch ihr letzter sein. Die Stimmung
Kleist, der wieder einmal aus dem Himmel seiner Pl
aussichtslose Wirklichkeit heruntergestürzt war, giebt ei
an seine Schwester treu wieder: „Noch niemals bin
erschüttert gewesen, wie jetzt. Nicht sowohl über die
denn das, was eingetreten ist, ließ sich, auf gewisse
vorhersehen; als darüber, daß ich bestimmt war, es z
leben. — So lange ich lebe, vereinigte sich noch nicht
um mich eine frohe Zukunft hoffen zu lassen, und m
nichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehm
sie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt.
gänzlich außer stand, zu sagen, wie ich mich jetzt fassen
Ich habe Gleißenberg (dem Vetter) geschrieben, ein paa
Manuskripte zu verkaufen; doch das eine wird, wegen
Beziehung auf die Zeit, schwerlich einen Verleger, u
andere, weil es keine solche Beziehung hat, wenig
finden. Kurz, meine teuerste Ulrike, das ganze Gesch
Dichtens ist mir gelegt.“ — Mit den beiden Manu
meinte er die „Herrmannsschlacht“ und das „Käthch

Für einige Monate verlieren wir Kleist aus den
Die tiefe seelische Erschütterung scheint ihn in Pra

Krankenbett geworfen zu haben; dann erzählt man auch aus jener Zeit einen rätseldunklen Vorfall, als habe Kleist die Absicht gehabt, Napoleon durch Mord aus dem Wege zu räumen, und dadurch dem Geschick vorzugreifen. Hartmann in Dresden sollte auf zwei Briefe Kleists hin Arsenik schicken, welches ihm durch eine dritte Person überbracht wurde. Der vorsichtige Freund legte das Gift in einer Apotheke nieder. Doch ist dieser Vorfall zu wenig aufgeklärt. Möglich erscheint der wahnsinnige Entschluß bei der excentrischen Natur Kleists immerhin, aber nicht wahrscheinlich. — Adam Müller erhielt um diese Zeit die Nachricht, daß sein Freund gestorben sei.

Der November fand Kleist endlich so weit gekräftigt, daß er die Reise in die Heimat wagen konnte. Nach zweijähriger Abwesenheit sah er seine Vaterstadt Frankfurt wieder. Ulrike war verreist; wohl aber traf er die „goldene Schwester", die Schwester seiner ehemaligen Braut, und gerade sie mußte seinem Dichterbewußtsein den Schmerz anthun, eins seiner Gedichte, das er ihr vortrug, nicht zu kennen. Da schlug er die Hände vor die Stirne und rief aus: „O Gott! warum mache ich denn Gedichte?"

Um dem Drängen der Verwandten zu entgehen, er möge sich um eine Anstellung bemühen, ging er bald nach Berlin; denn es fing dort nachgerade wieder an, für ihn erträglich zu werden. Die Franzosen hatten Preußens Hauptstadt verlassen; König und Königin kehrten zurück, und Kleist ließ es sich nicht nehmen, den wiederkehrenden Herrscher in einer Ode zu ehren. Auch den Geburtstag der Königin Luise, seiner erlauchten Gönnerin, feierte er in einem Huldigungsgedichte, und rührte damit die hohe Frau vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen. Wer die herrliche dichterische Sprache und den hinreißenden Schwung jener Verse kennt, kann diese Rührung begreifen.

In Berlin wurden ihm wieder mannigfache Bekanntschaften und Anknüpfungen geboten, die seinem Geiste Zerstreuung gewährten und seiner Schaffenskraft neue Gesichtspunkte er-

öffnen mochten. So verkehrte er im Hause des Ministers Altenstein und des Staatsrates Stägemann. Der letztere hatte sich auch als Dichter bethätigt. Heitere Geselligkeit und verständnisvolles Entgegenkommen thaten seinem Geiste wohl; die alte Lust zum Dichten regte sich aufs neue, und sie sollte ihn diesmal sein reifstes und am meisten abgerundetes Drama vollenden lassen: den „Prinz von Homburg". In erstaunlich kurzer Zeit schuf er es; die stürmischste Begeisterung muß seine Feder geführt haben. Am 19. März 1810 schon kann er Ulrike melden: „Jetzt wird ein Stück von mir, das aus der brandenburgischen Geschichte genommen ist, auf dem Privattheater des Prinzen Radziwill gegeben, und soll nachher auf die Nationalbühne kommen, und, wenn es gedruckt ist, der Königin übergeben werden."

Friedrich der Große hat eine Äußerung des Großen Kurfürsten überliefert, die darauf hinausging, daß der Prinz von Homburg durch sein eigenmächtiges Vorgehen in der Schlacht bei Fehrbellin vor ein Kriegsgericht gestellt werden könne. Das hat Kleist in seinem Drama als geschehene Thatsache hingenommen und sich weiter die Aufgabe gestellt, den Helden, der zum Siege verholfen, dabei aber das im Kriege unbedingt notwendige Gebot des Gehorsams übertreten hat, in seinem Handeln und Empfinden, seinem Kampfe zwischen dem selbstbewußten Ich und der Pflicht zu schildern. Dahinein läßt er die Liebe des Prinzen zu der verwaisten Prinzessin Natalie spielen und umgiebt den Helden mit einem Hange zum Somnambulismus, welchen er schon im „Käthchen" in geschickter Weise um die Hauptperson zu verbreiten gewußt hatte, nur, daß er jetzt jenen Hang auf einen Helden, einen Mann überträgt. Es ist von Kleist nicht anders zu erwarten: der Held, den er hier zu uns reden läßt, ist er selbst.

Die Geschichte der Schlacht bei Fehrbellin, auf welcher sich die ganze Handlung aufbaut, ist zu allgemein bekannt, als daß man letztere noch besonders zu erzählen brauchte. Es sei an dieser Stelle nur der eine Umstand berührt, daß Kleist

n, als ihm vom Kriegsgericht die Verurteilung
verkündet wird, zu einem ganz andern stempelt,
uns auf dem blutigen Schlachtfelde erscheint: er
scheinend zum Feigling werden.

Zug hat man nicht genug tadeln können. Die
eß es, entstelle das Bild des Helden. Adolf Stahr
iner Aristoteles-Erklärung diese Scene geradezu
spiel des Falschen, der fehlerhaften und inkonse-
arakteristik an. Aber Kleist wollte eben keinen
lden darstellen, sondern einen individuellen. Ge-
em anscheinenden Widerspruch, der sich so oft im
ndet, der also in der Tiefe des Psychologischen
erbrückt sein muß, lag nach seiner Anschauung
tät, Persönlichkeit. Ein Kriegsheld, der fern vom
vor dem Tode zittert, dünkte ihm konkret, dünkte
estimmte menschliche Physiognomie, die nur sich
und in sich selbst begründet ist."

erscheint ja der Prinz auch durch sich selbst gerecht-
n er, vor die eigne Entscheidung gestellt, sich ganz
erurteilt und sich niederbeugt vor der Majestät des
Daß der Dichter damit selbst seine damalige ge-
nmung, entgegen dem Widerspruchsgeiste seiner
, kennzeichnen will, braucht kaum betont zu werden.
r auch der Dichter im Prinzen von Homburg
gegeben, wie sehr er auch danach gerungen
erzblut einem ritterlichen Jüngling ganz seines
nzuflößen und damit die Anerkennung, die dem
keinem andern notwendig ist, zu erhalten: sein
el. Jene Todesangst des Prinzen, die allerdings
Eindruck Befremden hinterläßt, bei näherem Ein-
als streng motiviert erscheint, stieß ab. Und
s wissen, und es immer mehr in weitere Kreise
wir den Dichter des Prinzen von Homburg
he und Schiller stellen können, damals war das
ihn. Der letzte Aufflug, der hoch bis in die

Sterne gewagt wurde, hatte einen um so tieferen Ab
Folge, von dem sich Kleist nicht mehr erholen soll
wenn auch keine eigene Äußerung des Dichters vorl
der wir seine tiefe Verstimmung direkt bezeugen kön
wissen es „aus der stummen Thatlosigkeit, in die e
versank; dem erschütterndsten und stärksten Zeugnis.
nend, wie er in dem „letzten Liede“ klagt, legt er
aus den Händen; er schließt sein Lied, und keine
Geistesschöpfung ist hiernach zu verzeichnen.

Es ging mit allem zu Ende. Hatte die unerwar
täuschung seine Kraft gelähmt, daß sie wie aufgezehr
so kam nun noch hinzu, daß sein ohnedies nicht g
Vermögen ganz erschöpft war und er sich den E
zum Unterhalte Notwendigsten aus der Schriftstell
dienen mußte.

Zunächst freilich war noch die Aussicht vorhande
vom Verkaufe früherer Schriften leben könne. Er s
„Käthchen von Heilbronn“ an Iffland, den Direktor
liner Theaters, der indes nicht einmal antwortete,
als Kleist einen groben, beleidigenden Mahnbrief sch
Manuskript mit einem höflichen Begleitschreiben zur
Dasselbe that Cotta, dem er das gleiche Stück zum
anbot. Die herrschende Geschmacksrichtung in der
war gegen Dichter vom Schlage Kleists.

So kam denn der Dichter auf den Gedanken, e
tische Zeitschrift herauszugeben. Nicht eine im v
Stil, wie die „Germania“ hatte werden sollen, so
Blatt, das wir heute als täglichen Anzeiger oder „In
blatt“ bezeichnen würden. „Berliner Abendblät
titelte sich das neue Unternehmen, das schon bei se
scheinen die Zeichen der Dürftigkeit und Planlosig
zur Schau trug. Am 1. Oktober 1810 erschien die er
mer. Köpke, dem das erste Quartal vorlag, sch
äußere Erscheinung folgendermaßen: Klein Oktav
Löschpapier, stumpfe Lettern, die von mittlerer Gr

aller Hilfen der Raumersparnis bis zu den klein-
ßtern hinabstiegen, durch zahllose Druckfehler ent-
ı entsprach auch der ganze Inhalt: bunt zusam-
lte Artikel über Fragen der inneren Politik und
s, dichterische Beiträge und Polizeiberichte, Papier-
nebenher vom Schreibtische abgefallen waren.
ıem solchen Unternehmen konnte Kleist nimmer-
einlegen; wohl aber wurden ihm in der Folge die
r zu einer Quelle von Mißverständnissen, unan-
Zusammentreffen und unendlichen Verbitterungen.
ıtte der Herausgeber ganz und gar außer acht ge-
Zensur. Sie war damals strenge genug, und sollte
ın den Abendblättern den Rotstift abnützen. Zu
gesellte sich um diese Zeit auch wieder Adam
böse Geist Kleists, zu ihm. Nachdem die Abend-
der Regierung mißliebige Notiz über ein Gefecht
ging das Gebot, keine politischen Artikel mehr in
lättern zu veröffentlichen. Kleist sah die Existenz
tes bedroht; er wollte sich dem Staatskanzler von
ganz in die Hände geben, wenn dieser seiner Zeit-
stützung durch gelegentliche Beiträge zusichere. Ehe
in rechter Bescheid in dieser Angelegenheit erging,
Müller ohne Vorwissen des Herausgebers in der
ıen Artikel voll der heftigsten Schmähungen gegen
ı der Regierung und besonders des Ministers
und des Regierungsrates Raumer veröffentlicht.
en Abendblättern den Todesstoß. Obgleich Kleist
Unschuld an jenem ärgerlichen Vorfall klar stellte,
ein noch strengeres Verbot bezüglich des politischen
r Zeitschrift.
durch Müller gereizt, glaubte in Hardenberg und
beiden Urheber jener Verfügung zu sehen. Er
ıister um Aufhebung jenes ihn sehr schädigenden
ıd als Hardenberg gesprächsweise in leichtem Kon-
versprach, die Zeitschrift thunlichst zu unterstützen,

glaubte der Herausgeber darauf weitgehende Ansprüch
den zu dürfen.

Auf eine Anzeige Kleists hin in den damals bedeut
und altprivilegierten Zeitungen, der Spenerschen und de
schen, daß auch in den Abendblättern von nun an
Nachrichten erscheinen würden, glaubten sich diese beiden
in ihren Gerechtsamen bedroht und klagten gegen de
dringling beim Staatskanzler. Von anderer Seite w
Klage unterstützt und eine Verfügung erwirkt, wonach
Abendblättern nur solche politische Nachrichten Aufnah
den sollten, welche in den beiden anderen Zeitungen
gestanden hätten. Der Verleger, den Kleist auf jene
sprechen seiner Nachrichtenquelle gefunden, und der i
jährliches Gehalt von 800 Thalern zugestanden, weige
das Gehalt weiter zu zahlen und forderte sogar v
300 Thaler für nicht gedeckte Druckkosten. Für diesen
von 1100 Thalern machte Kleist die Staatskasse haftb
da ihm, wie auch richtig war, bedeutet wurde, daß
Privatunternehmer keine staatliche Beihilfe verlangen
verwirrte sich sein Begriffsvermögen so sehr, daß er
leidigender Weise seine vermeintlichen Ansprüche ver
ja sogar zum Duell forderte. Nachher freilich, als er
geworden war, bat er höflich um Vergebung. Und
— ein paar Wochen später, schreibt er an Fouqué:
Entschädigungsforderung, die ich, wegen Unterdrück
Abendblattes, an den Staatskanzler gerichtet habe
ich gern durchsetzen möchte, macht mir unmöglich, Be
diesem Augenblick zu verlassen. Der Staatskanzler h
durch eine unerhörte und ganz willkürliche Strenge der
in die Notwendigkeit gesetzt, den ganzen Geist der
blätter in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten
ändern: und jetzt, da ich wegen Nichterfüllung aller n
halb persönlich und durch die dritte Hand gegebene
sprechungen auf eine angemessene Entschädigung drin
leugnet man mir mit erbärmlicher List alle Verhand

weil sie nicht schriftlich gemacht worden sind, ab." — Die Hartnäckigkeit, womit er auf einer gar nicht berechtigten Forderung beharrt, erinnert an die Art von Kranken. Die Abendblätter" waren inzwischen eingegangen.

Im Sommer 1811 erschien ein zweiter Band „Erzählungen", welcher deren fünf enthält: „Die Verlobung auf Sankt Domingo", „Das Bettelweib von Lokarno", „Der Findling", „Die heilige Cäcilia" und „Der Zweikampf". Er sandte ein Exemplar an Hardenberg mit einem höflichen Begleitschreiben. So schrieb er unter anderem: „Ich würde mein schönstes Ziel erreicht haben, wenn ich imstande wäre, durch eine Stunde der kostbaren Muße Ew. Excellenz zu erheitern und wenn mir der Beifall eines Mannes zu teil würde, der neben der Kunst zu regieren sich zugleich als einen der einsichtsvollsten Kenner der Kunst, welche Melpomene lehrt, bewährt hat." Jedenfalls wollte er den Staatskanzler seinen Bitten geneigt machen. Wenn er bei Überreichung des Bandes von „erheitern" spricht, so klingt das fast wie Ironie; denn jede dieser Erzählungen atmet einen Geist finsterer Rache, und in allen läuft die Fabel zuletzt auf das schrecklichste Ende hinaus.

Überhaupt war das Leben, welches Kleist in jener Zeit führte, nicht dazu angethan, ihn finsteren Plänen und Gedanken zu entreißen. Er hielt sich still für sich, wie er in einem Briefe aus jener Zeit, dessen Adressaten wir nicht mit Bestimmtheit wissen, selbst gesteht.

„Das Leben," schreibt er, „das ich führe, ist seit Ihrer und A. Müllers Abreise gar zu öde und traurig! Auch bin ich mit den zwei oder drei Häusern, die ich hier besuchte, seit der letzten Zeit ein wenig außer Verbindung gekommen, und bin täglich zu Hause, vom Morgen bis auf den Abend, ohne auch nur einen Menschen zu sehen, der mir sagte, wie es in der Welt steht. Sie helfen sich mit ihrer Einbildungskraft und rufen sich aus allen vier Weltgegenden, was Ihnen lieb und wert ist, in Ihr Zimmer herbei. Aber diesen Trost,

wissen Sie, muß ich unbegreiflich unseliger Mensch entbehren. Wirklich, in einem so besonderen Falle ist vielleicht noch kein Dichter gewesen. So geschäftig dem weißen Papier gegenüber meine Einbildung ist, und so bestimmt in Umriß und Farbe die Gestalten sind, die sie alsdann hervorbringt, so schwer, ja ordentlich schmerzhaft ist es mir, mir das, was wirklich ist, vorzustellen."

Die Einsamkeit war freilich für den verbitterten und von aller Welt verkannten Dichter das Unangemessenste, was er sich wählen konnte. Er klagt, wie ihm in letzter Zeit alles mißlinge: „Es ist mir ganz stumpf und dumpf vor der Seele und es ist auch nicht ein einziger Lichtpunkt in der Zukunft, auf den ich mit einiger Freudigkeit und Hoffnung hinaussähe. Vor einigen Tagen war ich noch bei G..... und überreichte ihm ein paar Aufsätze, die ich ausgearbeitet hatte: aber dies alles scheint mir, wie der Franzose sagt, moutarde après diner. Wirklich ist es sonderbar, wie mir in dieser Zeit alles, was ich unternehme, zu Grunde geht, wie sich mir immer, wenn ich mich einmal entschließen kann einen festen Schritt zu thun, der Boden unter meinen Füßen wegzieht."

Er möchte dennoch zuweilen etwas „recht Phantastisches" vornehmen, da es ihn wie „Luftzug aus seiner frühesten Jugend" anweht. „Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einem Male eine wunderbar herrliche Aussicht, und es regen sich Kräfte in mir, die ich ganz erstorben glaubte. Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen, und schlechterdings auf nichts Rücksicht nehmen, als auf meine eigene innere Befriedigung. Das Urteil der Menschen hat mich bisher viel zu sehr beherrscht; besonders das Käthchen von Heilbronn ist voll von Spuren davon. — Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schoß des menschlichen Gemüts hervorgeht, dasselbe auch notwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse."

Aus eigener Kraft konnte Kleist nichts mehr unternehmen.

der Verleger der „Erzählungen“ lehnte auch den „Prinzen
on Homburg“ sowie einen Roman ab, wie aus folgendem
riefe sich schließen läßt:

„Mein liebster,“ schreibt Kleist, „ich bitte um die Ge-
illigkeit, mir die Entschließung wegen des Prinzen von Hom-
urg zukommen zu lassen, welchen ich bald gedruckt zu sehen
ünsche, indem es meine Absicht ist, ihn der Prinzeß Wil-
elm zu dedicieren. — Dabei zeige ich zugleich an, daß ich
it einem Roman ziemlich weit vorgerückt bin, der wohl
vei Bände betragen dürfte, und wünsche zu wissen, ob Sie
istande sind, falls er Ihnen gefallen wird, mir bessere Be-
ngungen zu machen, als bei den Erzählungen. Es ist fast
icht möglich, für diesen Preis etwas zu liefern, und so un-
rn ich außerhalb der Stadt drucken lasse, so würde ich doch
it Cotta wieder in Verbindung treten müssen, der, wie ich
aube, nicht abgeneigt ist, meine Sachen zu verlegen.“

Doch wurde der Prinz von Homburg nicht gedruckt, und
m dem Roman ist uns nichts erhalten geblieben. — Nach-
m so alle Anstrengungen, sich selbst zu helfen, fruchtlos ge-
ieben, auch eine Vorstellung beim Staatskanzler um An-
llung unberücksichtigt geblieben war, machte Kleist am
. Juni eine Immediateingabe an den König. Er rechne
nz auf dessen allerhöchste Gnade, und er bitte um Ver-
endung im Civildienst. Drei lange, bange Monate mußte
warten; denn der König, ohnehin gegen Kleist ungünstig
sinnt, eilte nicht mit der Antwort. Endlich kam die Ent-
eidung: Kleist war in der Armee angestellt. Welchen
osten er bekommen sollte, war noch ungewiß.

Was er früher verschmäht hatte, dazu griff er jetzt in
ner bitteren Not mit Freude. Aber es fehlte ihm an den
itteln zur Equipierung. Die Schwester Ulrike sollte noch
mal aushelfen. Unvermutet kam er in Frankfurt an und
chte die Schwester auf. Diese aber zeigte bei seinem An-
cke sich so „fassungslos und schmerzbewegt“, daß Kleist aus
m Hause floh, ohne seine Bitte vorgebracht zu haben. Er

verzichtete auch völlig darauf und schrieb Ulrike, er werde nach Berlin zurückkehren, doch möge sie ihm erlauben, bei ihr zu Mittag zu speisen.

Nun richtete er ein Gesuch an Hardenberg unterm 19. September, um Gewährung eines Vorschusses von 20 Louisdor damit er die für seinen Posten notwendigsten Anschaffunge machen könne. Er wartete und wartete — das Gesuch blie unbeantwortet.

Jetzt sah er nur noch einen Ausweg: den Tod. W Penthesilea, fühlte er sich ganz zum Tode reif; aber allei aus der Welt zu gehen, konnte er sich nicht entschließen. E suchte einen Todesgefährten, und wie das Schicksal oft tücki die Wege der Menschen lenkt: Kleist fand eine Frau, die glei ihm den Tod ersehnte. Es war Henriette Vogel, mit d Kleist durch den gemeinsamen Freund Adam Müller bekan geworden war. Sie war eine schwärmerisch angelegte Fr und lebte in dem Wahne, ein unheilbares Übel führe sie langsamem Siechtum. Kleist verkehrte freundschaftlich i Hause des Rendanten Vogel und unterrichtete Henriette der Taktik und Kriegskunst.

Eines Tages musicierten sie zusammen. Da rief Kl aus: „Das ist zum Erschießen schön!" worauf ihn Henrie bedeutsam ansah. Als sie später auf das Wort zurückka fragte sie ihn, ob er sich seines Versprechens erinnere, i jeden Dienst zu leisten, den sie von seiner Freundschaft f dern werde. Als er es bejahte, sprach sie: „Wohlan, so töt Sie mich! — Es ist freilich nicht wahrscheinlich, daß S dies thun, da es keine Männer mehr auf Erden giebt." „Ich werde es thun," unterbrach sie Kleist, „ich bin Mann, der sein Wort hält."

Damit war die grausige Verabredung getroffen, nach w cher die beiden sich immer mehr in ihren schwarzen Pl hineinschwärmten. Nachdem sie den Vorsatz, sich in Cottb zu töten, geändert, schritten sie am 20. November zur Th

„Am Mittage fuhren die beiden von Berlin mit eigen

aus bis nach dem Kruge „Zum Stimming". Es
Wansee, zwei Stunden von Potsdam. Sie aßen zu
und bestellten ein paar Zimmer mit Betten; auch
n sie einen Kahn. Da man ihnen aber sagte, daß
em Damme sehr leicht auf die andere Seite des
ngen könnten, gingen sie dorthin spazieren. Jeden=
de die passendste Stelle für das schreckliche Vorhaben
Als die Dienerin das Abendessen brachte, sah sie,
Fremden Wein und Rum bei sich hatten; dann
sie wieder und verlangten nichts mehr. Der Haus=
lcher die Nacht über wachte, sah auf dem Zimmer
Licht brennen, und hörte beide zuweilen gehen. So
ie Nacht."
eiden nahmen brieflich Abschied von ihren Freunden
vandten. So von Adam Müllers Frau. Kleist
ter anderem:
Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundin, was
bare Gefühle, halb wehmütig, halb ausgelassen, uns
in dieser Stunde, da unsere Seelen sich, wie zwei
Luftschiffer, über die Welt erheben, noch einmal an
hreiben. — Ja, die Welt ist eine wunderliche Ein=
— Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen
vie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, von gan=
n lieb gewonnen haben, und der beste Beweis da=
aß wir jetzt miteinander sterben. —
! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller;
weilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter
gen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in
hält."
tte fügte dem bei:

„Doch wie dies alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit,
Dazu bin ich zu eilig heut. —

wohl denn! Ihr meine lieben Freunde, und er=
h in Freud und Leid der zwei wunderlichen Men=

schen, die bald ihre große Entdeckungsreise antreten
Henriette."

An Ulrike schrieb Kleist:

„Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden u
wie ich bin, mit der ganzen Welt und soweit auch
andern, meine teuerste Ulrike, mit dir versöhnt z
Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in dem Bri
Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wi
hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräf
Schwester, sondern in Kräften eines Menschen st
mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Er
zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge dir der
einen Tod schenken, nur halb an Freude und una
licher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der
und innigste Wunsch, den ich für dich aufzubringen

Stimmings bei Potsdam, den —,
am Morgen meines Todes.

Dein Hei

Am Morgen kam Henriette sehr früh herunter
derte Kaffee. Den ganzen Vormittag hielten sich d
in ihren Zimmern auf. Gegen Mittag sandten
Boten mit einem Briefe an den Kriegsrat Peguill
Berlin. Genau erkundigten sie sich danach, wann
Bote in Berlin angekommen sein werde. Zu di
verlangten sie Kaffee; heiter und guter Dinge plaud
miteinander über die schöne Gegend, und fragten,
ihnen den Kaffee nicht jenseits des Sees auf den
grünen Platz bringen wollte. Kleist ließ sich noch
Groschen Rum geben.

Nachdem sie die Rechnung berichtigt und der Auf
ein Trinkgeld gegeben hatten, schickten sie dieselbe fo
sah die Fremden noch zum Tisch hineilen; kaum hat s
Schritte gemacht, so hört sie einen Schuß, gleich dar
zweiten. Sie glaubte, die Fremden schössen zu ihr
gnügen und ging ins Haus. Als sie dann mit d

die sie auswaschen sollte, zurückkam, sah sie mit Entsetzen die beiden tot dahingestreckt: Henriette mit auf der Brust gefalteten Händen am Boden; Kleist, mit durchschossenem Kopfe, kniete vor ihr.

Der Kriegsrat, den die Verblichenen benachrichtigt hatten, kam mit Vogel nach Wansee. Vogel war ganz untröstlich. Er wollte sich nicht trennen, und kehrte erst am 22. nach Berlin zurück. Nach dem Willen der Verstorbenen ließ Peguilhen eine gemeinsame Grube für beide graben; nach vorgenommener Sektion wurden sie am Abend des 22. November bestattet.

„Abseits vom Wege, von dichtem Gebüsch der Birken und Föhren umgeben und dem Blick entzogen, erhebt sich der Grabhügel, unter welchem Kleist und Henriette liegen. Ein Eisengitter zwischen Steinpfeilern schließt die Stätte ein, zwei Gedenksteine melden, daß Heinrich von Kleist hier die letzte Ruhe fand. Aus dem Grabe wächst eine Eiche empor.“

Kein kunstvolles Denkmal von Erz oder Stein ziert des deutschesten Dichters Grab; setzen wir ihm ein lebendiges in unseren Herzen!

Nachwort zur zweiten Auflage

Eine Darstellung in streng wissenschaftlichem Sinne woll
die vorliegende Arbeit von Anfang an nicht sein. Der übe
mächtige Eindruck der Kleist'schen Dichtung, das tiefe Mi
erleben seines schweren Daseinsschicksales hatten mich da
geführt, die Biographie zu unternehmen — so ist diese Schri
entstanden, in der ich mich mit dem Erlebnis Kleists ausei
anderzusetzen versuchte. Was indes bei der Abfassung (in de
neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) an biographisc
wissenschaftlichen Ergebnissen feststand — Wilbrandt, Brahr
v. Treitschke, Bamberg u. a. — war zu Rate gezogen worde
Mittlerweile hat die Kleistforschung einen ungeahnten Au
schwung erlebt. In den unten mitgeteilten Büchern find
der Weiterstrebende das wesentliche neue Material neben de
alten aufgeführt. Hier mögen ein paar Ergänzungen fi
diejenigen Leser folgen, die nicht Zeit und Mühe für weite
Studien aufbringen wollen oder können.

Vorausgeschickt sei, daß, wie Arthur Eloesser bemerkt, Kleis
Biographie „noch immer große Lücken hat, in welche die L
gende eingedrungen ist . . . Es gab bald eine legendarisc
Kleist-Biographie, und die historisch-kritische Forschung unser
Tage hat vielmehr dazu gedient, Legenden zu zerstören, al
neue Tatsachen herbeizuschaffen. Je mehr wir uns heute m
ihm beschäftigen, desto weniger wissen wir über ihn, desto dun
ler wird seine Persönlichkeit. Die einen halten ihn für eine
erblich belasteten Dekadenten, obgleich er aus einer sehr g
sunden Familie stammt, für einen Neurastheniker, dessen chara
teristischste Tat der Selbstmord mit einer hysterischen Frau wa
die anderen für einen Trinker und Epileptiker, während neues

rscher, über seine rein pathologische Behandlung entrüstet, m eine Gesundheit zuschreiben wollen, auf die er selbst nie nspruch gemacht hat."

Hierzu kann bemerkt werden, daß die Ansichten über gesund nd krank in der Auffassung von Generationen wechseln und ıß ein Genie ganz anders betrachtet und beurteilt werden uß, als etwa der Mittelschlag bürgerlicher Menschheit. Wenn an selbst in dem absichtlich dunkel gehaltenen Zweck der Würzırger Reise Kleists eine ärztliche Konsultationsfahrt hat sehen ollen, so erklärt sich ungezwungener diese Reise als eine robefahrt Kleists, der ein Amt in Berlin suchte, in ministeellem Auftrage. Kleist sollte „ausländische" Fabrikgeheimnisse ir den preußischen Staat erkunden. „Zu einer solchen Mission, r Erledigung eines speziellen Auftrages, war also Kleist aussehen, der als Angehöriger eines der alten, dem Throne ahestehenden Adelsgeschlechter und wegen seiner bekannten ewissenhaftigkeit und unbedingten Zuverlässigkeit für eine lche Vertrauenssache und wohl auch als Student der Mathematik (insofern ein Ausnahmefall unter seinen Standesgenossen) ı Rufe einiger Sachkenntnis stand. Damit ist dann die chwierigkeit und Wichtigkeit des Unternehmens, die Pflicht bsoluter Geheimhaltung, das Sichverstecken durch falsche Namen nd ausländische Pässe aufs beste erklärt." (G. Meyer-Benfey). emgegenüber bleibt als sichtbare Wirkung dieser Würzburger eise bestehn, daß sein Dichtersinn sich zum ersten Male zu fröhlicher Empfänglichkeit aufzuschließen" beginnt.

Kleists Verhältnis zu Goethe, der dem Aufstrebenden kühl serviert gegenüberstand, erhält ein bedeutsames Licht zuungunsten des Weimarer Heroen durch seine folgende Mitteilung n Falk (1809): „Ich habe ein Recht, Kleist zu tadeln, weil ich m geliebt und gehoben habe; aber sei es nun, daß seine Ausldung, wie es jetzt bei vielen der Fall ist, durch die Zeit estört wurde, oder was sonst für eine Ursache zugrunde liegt, enug, er hält nicht, was er zusagt. Sein Hypochonder richtet m als Menschen und Dichter zugrunde. Sie wissen, welche

Mühen und Proben ich es mir kosten ließ, seinen ‚Wasser
(so nennt Goethe den „Zerbrochenen Krug'!) auf das hi
Theater zu bringen. Daß es dennoch nicht glückte, lag e
in dem Umstande, daß es dem übrigens geistreichen und h
ristischen Stoffe an einer rasch durchgeführten Handlung
Mir aber den Fall desselben zuzuschreiben, ja, mir sogar,
es im Werk gewesen ist, eine Ausforderung deswegen
Weimar schicken zu wollen, deutet, wie Schiller sagt, auf
schwere Verwirrung der Natur, die den Grund ihrer
schuldigung allein in einer zu großen Reizbarkeit der N
oder in Krankheit finden kann."

Über die Berliner Jahre, über die Zeit der „Berliner A
blätter" haben die Forschungen R. Steigs wirklich neue
schlüsse gebracht. Dort lebte Kleist die reifsten und arbeits
sten Jahre seines Lebens. Dort fand er Aufnahme in
„Christlich-deutsche Tischgesellschaft", eine Schar preuß
Patrioten, der bedeutende Männer der damaligen Zeit
gehörten, u. a. Pfuel, Stägemann, Clausewitz, Fichte, Sav
Ad. Müller, Fouqué, Arnim, Brentano. Letzterer schreib
W. Grimm (1810): „Unsere Tischgesellschaft hat sich jetzt
vermehrt. Der Poet Kleist, den Müller einmal totgesagt
nachdem er ihn hier wieder besucht und darauf aufs
gegangen, mir als einen plötzlich mystisch Verschwundenen
gekündigt, ist frisch und gesund unser Mitesser, ein unters
Zweiunddreißiger, mit einem erlebten runden stumpfen
gemischtlaunigt, kindergut, arm und fest. Was mich äng
ist, daß er sehr, sehr schwer und mühsam arbeitet."
Arnim, mit dem er bald ein rechtes Freundschaftsverhä
hatte, charakterisiert ihn: „Er ist der unbefangenste, fast zy
Mensch, der mir lange begegnet, hat eine gewisse Unbestim
heit in der Rede, die sich dem Stammern nähert und in se
Arbeiten durch stetes Ausstreichen und Abändern sich äu
Er lebt sehr wunderlich, oft ganze Tage im Bette, un
ungestörter bei der Tabakspfeife zu arbeiten." Die „A
blätter" übten eine große Wirkung aus, und Kleists Redak

tätigkeit muß als bedeutsam im Berliner geistigen Leben gewertet werden. Der Konflikt mit Hardenberg war eine naturnotwendige Folge der entgegengesetzten Ansichten beider Männer; Kleist auf romantisch-feudalem Boden stehend, Hardenberg in seinen Reformbestrebungen zum Wiederaufbau des niedergeworfenen Preußens liberaler Richtung angehörend. Auch die Mitarbeit an den Abendblättern selbst ist nach den neueren Forschungen aufgehellt und ergibt, daß Kleist nicht weniger als 70 Beiträge mit ziemlicher Sicherheit zugeschrieben werden können. Daneben entstanden in dieser Zeit die endgültigen Fassungen seiner Novellen für die Buchausgabe, teilweise in starken Erweiterungen und Umarbeitungen (bei Michael Kohlhaas die dritte), ferner der Prinz von Homburg und der leider völlig verlorene zweibändige Roman.

So viel Arbeit ohne jeden sichtbaren Erfolg drückte Kleist nieder, wozu noch seine wachsende Empfindlichkeit kam: „Dadurch, daß ich mit Schönheit und Sitte, seit meiner frühesten Jugend an, in meinen Gedanken und Schreibereien, unaufhörlichen Umgang gepflogen, bin ich so empfindlich geworden, daß mich die kleinsten Angriffe, denen das Gefühl jedes Menschen nach dem Lauf der Dinge hienieden ausgesetzt ist, doppelt und dreifach schmerzen.“ (An Marie von Kleist, 10. November 1811.) Der gewaltsame Tod blieb auch seinen vertrautesten Freunden unverständlich; wenn sie sich schon wie Pfuel, Varnhagen in sein Wesen und seine verzweifelte Stimmung hineinversetzen konnten, so begriff doch niemand diese sonderbare, theatralisch berührende Art. „Nur so mußte er nicht sterben, so in unechter Exaltation versunken oder versunken scheinend; er hat es mir schwer gemacht, Gefallen im Tode an ihm zu finden, so wie ich es im Leben an ihm gefunden hatte; und aus dieser Ursache hat mich seine Tat weniger erschüttert, als vielmehr nur wehgetan“, schreibt Pfuel. Besonders stark wirkte sein Tod auf Marie von Kleist, mit der ihn ein inniges Herzensverstehen verband. Sie nennt in einem Briefe an ihren Sohn kurz nach dem unglückseligen Ereignisse Hein-

rich von Kleist den „vortrefflichsten" Menschen. „Diese angeborene Güte, Liebe, Sanftmut habe ich bei keinem Menschen noch nie so eingefleischt gefunden ... Übrigens war er ein Dichter. Und wenn er kein einziges Gedicht erzeugt hätte, so war er doch seiner Natur nach ein Dichter. Er war der poetischste, der romantischste Mensch, den ich je gesehen, und so war vieles in ihm, was wir nicht erklären können, noch begreifen. Er war wirklich ein genialischer Mensch, und in einem solchen gibt es viele Dinge, die sich nicht erklären lassen. Aber er war von einer Redlichkeit, Biederkeit, Echtheit des Charakters, die mir eigentlich einen so großen Abscheu für allen Schein, für alles Prahlen, für alles Absichtliche im Leben gegeben. Ach! er ist nicht mehr! Ich habe einen Freund verloren, wie wenige Frauen sich rühmen können, einen zu haben. Sein Verlust wäre mir immer schmerzhaft gewesen, aber die Umstände, die ihn begleiten, machen das Gefühl zerstörend in mir."

* * *

Die vorliegende Neuausgabe bringt im wesentlichen den früheren Text. Die Änderungen betreffen einige Milderungen im Ausdruck sowie ein paar Ausmerzungen überholter Angaben. Viel war es nicht, was zu verbessern blieb, wenn nicht eine völlige Um- und Neubearbeitung eintreten sollte, die unter den augenblicklichen schwierigen Verhältnissen des Buchgewerbes untunlich war.

Köln, im Juli 1920.

Laurenz Kiesgen.

Zur Kleist-Literatur

In dem folgenden Literaturnachweise ist nicht berücksichtigt orden, daß sich Dichter und Dichterinnen von Ruf in letzter eit des Kleistproblems bemächtigt und uns eindringlich wirnde, freilich romanhafte Bilder seines Strebens und Lebens boten haben.

1. Ausgaben der Werke und Briefe

einrich von Kleists gesammelte Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Berlin, 1826. 3 Bände.

einrich von Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Leipzig, 1905. 5 Bände.

andliche Ausgaben außer bei Reclam (1 Bd.) in den Verlagen Hesse & Becker (1 Bd.), Bong (2 Bde.), Cotta (2 Bde.).

einrich von Kleists Briefe an seine Braut. Herausgegeben von Karl Biedermann, Breslau, 1884.

einrich von Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von S. Rahmer. Berlin, 1905.

einrich von Kleists Sämtliche Werke und Briefe, herausgegeben von Wilhelm Herzog. Leipzig, 1908—11. 6 Bände.

einrich von Kleists Gespräche. Gesammelt und herausgegeben von Fl. Frhr. von Biedermann. Leipzig, 1912.

2. Gesamtbiographien

. F. Reinhold, Heinrich von Kleist. (Aus der Sammlung: Menschen in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten.) Berlin, 1919.

(Anmerkung: Wer diese sehr geschickt und lückenlos aufgebaute Sammlung von Briefen und Zeitdokumenten liest,

macht sich selbst seine Lebensbeschreibung und erlebt
in unmittelbaren Worten; er bedarf dann der weiterer
graphien nicht.)

Adolf Wilbrandt, Heinrich von Kleist. Nördlingen, 18

Otto Brahm, Heinrich von Kleist. Berlin, 1892.

Arthur Eloesser, Heinrich von Kleist, eine Studie. Berlin,

S. Rahmer, Heinrich von Kleist als Mensch und D
Berlin, 1909.

Heinrich Meyer-Benfey, Kleists Leben und Werke dem de
Volke dargestellt. Göttingen, 1911.

Wilhelm Herzog, Heinrich von Kleist. München, 191

3. Einzeluntersuchungen

Th. Zolling, Heinrich von Kleist in der Schweiz.
gart, 1882.

M. Morris, Heinrich von Kleists Reise nach Wür
Berlin, 1899.

R. Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin,

—— Neue Kunde zu Heinrich v. Kleists Leben. Berlin,

S. Rahmer, Das Kleist-Problem. Berlin, 1903.

E. Kayka, Kleist und die Romantik. Berlin, 1906.

Namen- und Sachregister.

(Die beigefügten Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

M.

N.

O.

P.

R.

W.

Z.

Auf holzfreies Papier gedruckt.

Biographie Heinrich von Kleists.

Inhalt.